

FORUM FÜR FACHSPRACHEN-FORSCHUNG

FORUM FÜR
FACHSPRACHEN-
FORSCHUNG



**Medizin für den Laien:
Vom Pesttraktat
zum digitalen Ratgebertext**

Eva Martha Eckkrammer

F Frank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Eva Martha Eckkrammer

Medizin für den Laien: Vom Pesttraktat zum digitalen Ratgebertext



Forum für Fachsprachen-Forschung

Hartwig Kalverkämper (Hg.)

in Zusammenarbeit mit Klaus-Dieter Baumann

Band 106/107

Eva Martha Eckkrammer

Medizin für den Laien: Vom Pesttraktat zum digitalen Ratgebertext

FFrank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

ISBN 978-3-86596-312-3
ISSN 0939-8945

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2016. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

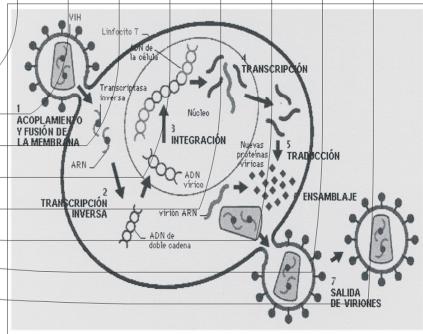
Herstellung durch Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.
Printed in Germany.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de



1562
CASCITA 1-6

Regimiento contra la peste. Fecho por el insigne doctor Fernand alua rez: medico de sus altezas. Cathe dratico de pma en medicina en esta vniuersidad de Salamanca.



Aus der Transparenz der Vergangenheit erst
gestalten sich die Konturen der Zukunft
(Geschichte des *homo patiens*,
Schipperges 1985, 335)

Stoppen lässt sich das Virus nur mit guter
Kommunikation und Geduld. Denn noch
immer gilt eine Krankheit wie Ebola als
Fluch, als Strafe höherer Mächte
(Virus außer Kontrolle, Habekuss/Bahnsen
in Die Zeit vom 3.07.2014, 29)

Für Sebastian und Valentin

Son las letras vn Alcaçar, donde se amparan y guardan todas las inuenciones de los humanos ingenios: haziendo presentes las cosas que ha millares de años que passaron: por quienes los ausentes se comunican: con quienes los ignorantes se industriar: de quienes Socrates, Platon, Aristoteteles y Plinio sacaron lo que supieron: y en quienes esta depositado grande thesoro de scie[n]cia y virtud: para lo espiritual, para lo te[m]poral, para la paz, para la guerra, para la prosperidad, para la aduersidad, en fin para viuir con discrecion en la tierra para co[n] ellas conquistar el Cielo. (Mathias Marés im Vorspann eines Drucks verschiedener Pesttrakte, cf. Ficino 1598)

Inhaltsverzeichnis

Dank	13
1 Einleitende Bemerkungen	15
1.1 Überlegungen zur Wahl des Gegenstandsbereichs	18
1.2 Begründung des diachronischen Ansatzes.....	23
1.3 Gliederung der Arbeit	27
2 Standortbestimmung und Zielsetzung	31
2.1 Der theoretisch-methodische Rahmen.....	32
2.1.1 Wissenschaftstheoretische Prämissen	34
2.1.2 Linguistischer Zugang zu Theorie und Methodologie.....	37
2.1.2.1 Von der Textlinguistik zur (diachronen) Textsortenlinguistik.....	41
2.1.2.2 Plädoyer für eine textuelle Fachsprachenforschung.....	49
2.1.2.3 Zwischen Text- und Diskursanalyse	53
2.1.2.4 (Historische) Pragmatik und Sprachwandelforschung.....	61
2.1.2.5 <i>Kontrastive Textologie</i> oder die vergleichende Dimension.....	67
2.1.2.6 Ansätze einer (kontrastiven) Medienlinguistik.....	74
2.1.2.7 Der Weg zum Ziel: computergestützte Korpuslinguistik.....	77
2.1.2.8 Die angewandte Perspektive	87
2.1.2.8.1 Brückenschlag zur <i>Health Communication</i>	88
2.1.2.8.2 Verständlichkeitsforschung.....	96
2.1.2.8.3 Translatologische und interkulturelle Aspekte.....	99
2.1.2.9 Schlussfolgerungen	102
2.2 Zielsetzungen und zentrale Analyseparameter.....	105
2.2.1 Allgemeine Zielsetzung der Untersuchung.....	105
2.2.2 Synthese der Detailziele	106
3 Textsorten – Sprachwandel – Medienwechsel	111
3.1 Textsorten.....	111
3.1.1 Text- und Textsortenbegriff	112
3.1.2 Genese, Wandel, Abgrenzung und Typologie von Textsorten	135
3.1.3 Textsorten fachinternen, interfachlichen und fachexternen Typus ...	150
3.1.4 Zur Multimodalität von Textsorten.....	160
3.2 Sprachwandel.....	177
3.2.1 Sprachwandel im Spannungsfeld kognitiven und sozialen Wandels..	182
3.2.2 Die Pragmatisierung des Sprachwandelbegriffes durch Textsorten ..	186
3.2.3 Wandel in Fach- und Gemeinsprache	189
3.2.4 Sprachwandel, Textsortenwandel, Bildwandel.....	194

3.3	Medienwechsel	199
3.3.1	Medientheoretische und -begriffliche Überlegungen.....	200
3.3.2	Schnittstellen zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit.....	209
3.3.3	Mehr als Text: Text versus Hypertext	226
3.3.4	Intermediale Wandlerscheinungen.....	242
3.4	Schlussfolgerungen zur Dreiecksbeziehung	246
4	Medizinhistorischer und -kommunikativer Rahmen.....	253
4.1	Historische und kulturelle Aspekte der Perzeption von Krankheit.....	256
4.2	Medizinhistorische Grundlagen.....	281
4.2.1	Antike Medizinkenntnis.....	283
4.2.2	Arabische Medizin und Wiedererschließung der Antike.....	293
4.2.3	Medizin im europäischen Mittelalter: die Iberische Halbinsel als Drehscheibe griechisch-arabischer Medizinkenntnis	304
4.2.4	<i>Status quo</i> der Medizin in Spätmittelalter und Renaissance.....	313
4.2.5	Die Rolle der Reformation und Gegenreformation.....	329
4.2.6	Medizin im Zeitalter der Aufklärung.....	335
4.2.7	Die Medikalisierung der Gesellschaften.....	341
4.2.8	Medizin im Aufbruch: das 19. Jahrhundert	344
4.2.9	Wissensexplosion und disziplinäre Zersplitterung	349
4.2.10	Eckpunkte der Medizin in einer globalen Informations- und Interaktionsgesellschaft.....	353
4.3	Fachexterne Medizinkommunikation.....	363
4.3.1	Zur Ursache, Wirkung und Funktion fachexterner medizinischer Wissensvermittlung	371
4.3.2	Zu den Wurzeln fachexterner Medizintextualität.....	382
4.3.3	Popularisierung und Vernakularisierung von Fachwissen.....	399
4.3.4	Seuchen als Katalysatoren fachexterner Wissensdivulgation.....	418
4.3.5	Netzwerke gestern und heute: die Rolle der Übersetzung.....	425
4.3.6	Zur Autoren- und Leserschaft medizinischer ‚Ratgebertexte‘.....	468
4.3.7	Mediale Aspekte der fachexternen Medizinkommunikation	487
4.3.8	Vorbemerkungen zur Versprachlichung.....	496
4.3.9	Ausgliederung und Entwicklungslinien.....	504
4.3.9.1	Allgemeine Prämissen.....	504
4.3.9.2	Textsorten im Ausgliederungsprozess	511
4.3.9.3	Grundtendenzen der weiteren Entwicklung.....	549

4.4	Infektionskrankheiten	573
4.4.1	Infektionskrankheiten aus diachronischer Sicht	576
4.4.1.1	Wissenschaftlicher und laizistischer Umgang mit Infektionskrankheiten.....	587
4.4.1.2	Ansteckungstheorien im Überblick.....	592
4.4.1.3	Diagnostische, therapeutische und präventive Maßnahmen	602
4.4.1.4	Grundlagen der Epidemiologie.....	609
4.4.2	Zur Ätiologie, Pathologie und Kulturgeschichte der ausgewählten Krankheiten.....	612
4.4.2.1	Pest und Pestilenz: Vom <i>Schwarzen Tod</i> und anderen großen Epidemien	612
4.4.2.2	Entstellte Gesichter und Inokulation: die Pocken.....	644
4.4.2.3	Die Syphilis: ein Mitbringsel aus der Neuen Welt?.....	666
4.4.2.4	Eine zeitgeistprägende Krankheit: die Tuberkulose.....	706
4.4.2.5	Die Cholera als Herausforderung der industrialisierten Welt.....	722
4.4.2.6	Neue Viren: HIV-Infektion und AIDS.....	737
4.4.3	Fazit.....	747
4.5	Sprachkulturelle Annäherung an popularisierende ‚Seuchentexte‘	748
4.5.1	Der iberoromanische und lateinamerikanische Kontext.....	751
4.5.2	Das frankophone Umfeld	796
4.5.3	Italienische ‚Seuchentexte‘.....	809
4.5.4	Seitenblicke auf germano- und anglophone Sprachräume	820
4.5.5	Schlussfolgerungen zur Eingrenzung der Textauswahl.....	843
5	Grundlagen des Analyseteils	847
5.1	Zur Zusammensetzung des DIALAYMED	847
5.1.1	Allgemeine Grundlagen	847
5.1.1.1	Periodisierung und zeitliche Streuung.....	849
5.1.1.2	Sprachliche Distribution und Umfang.....	850
5.1.1.3	Konkrete Textgrundlagen	852
5.1.1.4	Kodierung und Analyse.....	856
5.1.1.5	Problemstellen	857
6	Analyse laienorientierter Vermittlungstexte.....	859
6.1	Textsortenbenennung und Metatext.....	860
6.1.1	Benennungsmuster und -strategien.....	860
6.1.2	Prologe und Epiloge als metatextuelle Schlüsselemente	883
6.2	Makrostrukturelle und -thematische Analyse.....	964
6.2.1	Von den historischen Grundlagen zu den Basiselementen.....	965
6.2.2	Überlegungen zu volkssprachlichen Vorläufern.....	971
6.2.3	Diachronische Analyse mit Schwerpunkt Spanisch	981

6.2.4	Intermediale Schlussfolgerungen.....	1030
6.3	Adressatenbezug, Dialogizität und Direktivität	1036
6.3.1	Diachronische Veränderungen der Interaktionsmuster	1039
6.3.2	Schlussfolgerungen	1055
6.4	Textsemiotik, Bildinformation und intersemiotische Relationen.....	1057
6.4.1	Der (verbale) Text als Bild	1058
6.4.2	Bildtypen, Darstellungsformen und Text-Bild-Beziehungen.....	1071
6.4.2.1	Bildtypen	1074
6.4.2.2	Periodenspezifische Entwicklung.....	1080
6.4.2.3	Intermediale Aspekte	1133
6.4.3	Überlegungen zur ikonographischen Zukunft der medizinischen Verteilerebene	1140
6.5	Diskussion der Ergebnisse	1142
6.5.1	Antike und mittelalterliche Modelle.....	1142
6.5.2	Der Schritt von der Oralität zur Skripturalität im Spiegel der Texte	1147
6.5.3	Entwicklungen der Druckkultur.....	1153
6.5.4	Die wachsende Kluft zwischen Fach- und Gemeinsprache	1161
6.5.5	Die Auswirkungen des aktuellen Medienwechsels	1167
6.5.6	Unterschiedliche funktionale Ausprägungen der Seuchentextsorten.....	1169
6.5.7	Rückschlüsse auf textpragmatischen Wandel.....	1174
6.5.8	Perspektiven des 21. Jahrhunderts	1177
7	Ausblick: Textverständnis und -verständlichkeit.....	1181
7.1	Leserpsychologie, Textsorte und Inferenzleistung.....	1188
7.2	Vereinfachungsstrategien.....	1191
7.3	Hypertext als Chance und Gefahr.....	1193
7.4	Weiterführende Forschungsansätze.....	1196
8	Bibliografie	1201
8.1	Primärliteratur	1201
8.2	Sekundärliteratur.....	1228
	Abkürzungsverzeichnis	1301
	Abbildungsverzeichnis	1305
	Tabellenverzeichnis.....	1311

Dank

Viele waren es, die mich im wissenschaftlichen wie privaten Kontext auf dem Weg zur Fertigstellung dieses Werkes begleitet haben. Jegliche Aufzählung hat damit zwangsweise bruchstückhaften Charakter.

Angesichts der Vielschichtigkeit der Untersuchung, die für eine Linguistin das Vordringen in bisher unbekanntes wissenschaftliches Terrain bedeutete, richtet sich mein Dank an erster Stelle an den Österreichischen Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF). Durch die Zuerkennung eines zweijährigen Charlotte-Bühler-Stipendiums wurde jene Arbeitskontinuität möglich, die mir fernab von Administration und Lehre die Konzentration auf das Thema erlaubte. Nicht zuletzt ist dieser Zuwendung des FWF auch die Vermeidung eines Karriereknicks zu verdanken, wie er sich für gewöhnlich nach der Geburt der Kinder in der universitären Laufbahn von Frauen einstellt.

Im wissenschaftlichen Bereich danke ich an erster Stelle den Salzburger Professores Hans Goebel und Dieter Messner, sowie allen KollegInnen aus dem Mittelbau, die meinem Vorhaben stets mit Wohlwollen begegnet sind und die es nicht verabsäumen haben, mich über die Jahre mit wertvollen Hinweisen zu bedenken. Meinem Kollegen Rupert Breitwieser vom Fachbereich für Altertumswissenschaften verdanke ich einige wichtige Erläuterungen und Literaturhinweise. Dem ebenfalls in Salzburg tätigen Moralthologen Andreas Weiss schulde ich für seine bereitwillige Auskunft in Sachen Medizinethik gleichermaßen Dank.

Für einen fruchtbaren fachlichen Dialog zu den unterschiedlichsten Aspekten der Arbeit sowie als LieferantInnen kritischer Hinweise und Literaturangaben haben sich stets zahlreiche FachkollegInnen im In- und Ausland bereitgefunden, denen ich an dieser Stelle ebenfalls herzlich danke. Nur einige seien an dieser Stelle namentlich erwähnt: Guy Achard Bayle (Metz), Jenny Brumme (Barcelona), Monika Dannerer (Salzburg), Wolfgang Ulrich Dressler (Wien), Alfonso Gallegos Shibya (Guadalajara), Beatriz Gómez Pablos (Bratislava), Karol Janicki (Bergen), Carsten Sinner (Leipzig), Michael Solomon (Pennsylvania) und Paul Videsott (Bozen). Besonderen Dank für die kritischen Anmerkungen schulde ich Martin-D. Gleßgen (Zürich), Barbara Job (Bielefeld), Hartwig Kalverkämper (Berlin), Wolfgang Raible (Freiburg). Sie mögen mir verzeihen, dass ich nicht alle Anregungen aufgreifen konnte. Hartwig Kalverkämper sei zudem für die stetige Erinnerung an das Publikationsziel in seiner Funktion als Herausgeber der Reihe „Forum für Fachsprachen-Forschung“ Tribut gezollt.

Aber auch die für die Studie notwendigen Auslandsaufenthalte, die dankenswerterweise ebenfalls der FWF mitfinanzierte, wären ohne die Unterstützung zahlreicher FachkollegInnen vor Ort kaum möglich gewesen. An erster Stelle gilt mein Dank Nieves Sánchez González de Herrero, die mich mit der Möglichkeit ihr Büro zu benutzen vor der Salmantiner Hitze bewahrte und mir neben ihrer profunden philologischen Mittelalterexpertise auch wichtige Korpusdaten zur Verfügung stellte. Wertvolle Anregungen gehen auch auf den Kontakt zu Bertha María Gutiérrez Rodilla vom Institut für Medizingeschichte der Universität Salamanca zurück, der an dieser Stelle ebenfalls herzlich gedankt sei. Für die freundliche Aufnahme in Madrid und Lissabon schulde ich überdies meiner Kollegin Josefina Vázquez Arco und ihrer Familie sowie Elke Bärbel Dumböck-Bayer ein herzliches Dankeschön.

Nicht zuletzt gilt es auch all jenen Tribut zu zollen, die mir in der einen oder anderen Form dabei geholfen haben, die Korpusdaten im Ausland aufzutreiben. Erwähnen möchte ich vor allem das kompetente und entgegenkommende Personal der *Biblioteca Nacional* in Madrid sowie jenes der Nationalbibliothek in Lissabon. Bei der Beschaffung zeitgenössischer Aufklärungstexte des Portugiesischen, Brasilianischen und Französischen standen u. a. Gilda Encarnação (Lissabon), Viviane Castelo Branco (Rio de Janeiro), Stéphanie Lescure (Marburg) und Nicola Hödl (damals Paris) hilfreich zur Seite. Bei der Materialsammlung stellten sich überdies einige MedizinerInnen, die ich als *Salzburg Seminar Fellows* kennen und schätzen gelernt habe, als sehr wertvoll heraus, allen voran Bethany Deeds (Maryland) und Robin Councilman (Minneapolis). Für ihre bereitwillige Hilfestellung und Fachkompetenz im Rahmen der Sichtung medizinischer Sammelhandschriften des Spätmittelalters danke ich Beatrix Koll von der Salzburger Universitätsbibliothek.

Karin Timme und Astrid Matthes vom Berliner Verlag Frank & Timme verdanke ich die ausgezeichnete publikatorische Betreuung. Meinen Mannheimer Mitarbeiterinnen Inga Reich und Anna Katharina Hüging sei *last but not least* für die akribische Sichtung des Manuskripts Dank gezollt.

Nur linear an zweiter Stelle gilt meinem familiären Umfeld sowie dem Freundeskreis gebührender Dank, denn ohne die entsprechende Unterstützung, v.a. bei der Betreuung der Kinder, aber auch beim Korrekturlesen, wäre dieses Opus niemals zu einem Ende gekommen. Stellvertretend danke ich *con un fuerte abrazo* meinem Vater Günter, meiner Schwester Maria und meiner Freundin Hannelore.

1 Einleitende Bemerkungen

Medizinische Inhalte sind im Alltag des postmodernen Menschen allgegenwärtig. Eine Fülle kommunikativer Handlungsmuster, die über verschiedene mediale Vermittlungsschienen auf uns einströmen, prägt nicht nur unser Bild von Krankheiten sowie der Heilkunde sondern auch den Umgang mit Gesundheit und Krankheit und damit mit menschlichem Leben im Allgemeinen. Ab welchem Zeitpunkt und aus welcher Motivation heraus werden jedoch die Inhalte dieses Faches mittels schriftsprachlicher Texte einem breiteren, nicht-fachlichen Publikum zudedacht? Welche diskursiven Muster greifen bei der Konstitution neuer Textsorten und wie entwickeln diese sich in verschiedenen Sprachkulturen über die Jahrhunderte und Phasen medialer Umbrüche hinweg, um zu jenen formalinhaltlichen Vertextungskonventionen zu gerinnen, auf die wir heute in gedruckten und digitalen Texten der Distanzkommunikation zugreifen.

Die vorliegende Arbeit widmet sich u.a. diesen Fragestellungen und erörtert damit die Ausgliederung, Pragmatik sowie den Struktur-, Sprach- und Bildwandel laienmedizinischer Texte. Sie unternimmt dabei den durchaus ehrgeizigen Versuch, den *status quo* dieses Kommunikationsbereiches aus der Diachronie heraus zu beschreiben und für einen spezifischen Gegenstandsbereich zu erklären. Im Zentrum stehen dabei Mikroben, welche als Akteure der Menschheitsgeschichte mehr als ein Mal historische wie diskursive Realitäten verändert haben.

Damit ist die Studie einer *Neuen Philologie*¹ transdisziplinärer Ausprägung verpflichtet, die dem Text und dessen Entstehungskontext ebensoviel Aufmerksamkeit zubilligt wie dessen Vertextung. Im Sinne von Gardt (2003) erhält die Sprachwissenschaft hier eine starke kulturwissenschaftliche Orientierung, ohne jedoch ihre Kernkompetenz zu verlieren. Dem Terminus Vertextung wird demnach bewusst der Vorzug vor jenem der Sprache oder Versprachlichung gegeben, wenngleich dies in der Sprachwissenschaft befremdlich wirken mag. Grund dafür ist nicht zuletzt auch das gesteigerte Interesse an multimodalen Relationen und multisemiotischer Sinngenerierung in der Linguistik, die es erlauben von einer semiotischen Wende zu sprechen, die derzeit in der Sprachwissenschaft und insbesondere in der Textlinguistik Platz greift (cf. u.a. Eckkrammer/Held 2006). Die Untersuchung postuliert damit den Ansatz sprachliche und nicht-sprachliche Elemente sowie deren außersprachliche Motivation sowie ihren Entstehungskontext gleichermaßen zu berücksichtigen, um der Frage nachzugehen, auf welcher Grundlage sich die multimodalen Diskurstraditionen laienmedizinischer Textsorten konstituieren und

¹ Zu den ersten Ansätzen einer solchen Neuausrichtung cf. Jacob/Kabatek (2001).

entwickeln. Man möge dieser Untersuchung damit auch den enormen Umfang sowie insbesondere die umfassenden Exkurse in die Medizingeschichte verzeihen. Wäre es eine rein text(sorten)linguistische Arbeit, so hätte das Volumen deutlich reduziert werden können. Als umfassende sprachenübergreifende Aufarbeitung eines vertikalen fachkommunikativen Bereichs, kommen freilich nicht alle Sprachen gleichförmig zum Zug, aber die Studie bereitet – so die klare Hoffnung – den Boden für weiterführende kontrastive Untersuchungen zur laienmedizinischen Textualität, die als Erklärungsmatrix für aktuelle Problemstellungen herangezogen werden könnten. Vor allem in der Empirie stellt sie damit nur einen ersten Schritt dar, auf den hoffentlich auf der Grundlage des erhobenen Materials weitere folgen werden.

Im Zuge der Beschäftigung mit laienmedizinischen Textprodukten entsteht wiederholt der Eindruck, dass es sich in vielen Fällen um „alten Wein in neuen Schläuchen“ handelt und damit wird ein weites Ausholen in die Entwicklungsgeschichte der Medizinkommunikation unabdingbar. Gleichmaßen wurde immer wieder deutlich, dass die kulturellen Prägungen – obgleich es sich um eine internationale Fachkultur handelt – sehr unterschiedlich sind und damit die Ausdifferenzierung nicht nur fachkulturell, sondern gleichermaßen sprach- und kulturspezifisch gesichtet werden muss. Selbst in blühenden Übersetzungsphasen und einer zunehmend globalisierten Welt kommen diese Kulturspezifika nicht abhanden. Ein Erkennen der Entwicklungslinien, Uniformitäten und Divergenzen scheint deshalb für die zukünftige Beschäftigung mit laienmedizinischer Textualität, z. B. auch im Bereich der Verständlichkeitsforschung, von zentraler Bedeutung.

In seinem Rückblick zum Sonderforschungsbereich 321 „Mündlichkeit und Schriftlichkeit“ moniert Raible (1998 b, 1) zurecht den Umstand, dass in den Kulturwissenschaften nach wie vor das Einzelkämpfertum vorherrscht. Auch dieser Studie kann, nicht zuletzt aufgrund ihrer ursprünglichen Funktion als Habilitationsschrift, dieser Vorwurf, der dem Erkenntnisinteresse nur bedingt zuträglich ist, gemacht werden. Als Rechtfertigung mag neben dem Hinweis auf die qualifikatorische Funktion jedoch auch eine klare Verortung der Aufgabe dieser textlinguistischen Untersuchung dienen, die ich bereits an dieser Stelle anbringen möchte: Die vorliegende Studie ist als eine seitens der Linguistik vor dem Hintergrund der Textlinguistik angesiedelte transdisziplinäre Grundlagenforschung zur laienmedizinischen Fachkommunikation zu betrachten, die im Idealfall in weiterführende Detailstudien mündet, welche idealerweise aus der Perspektive mehrerer Disziplinen das Thema beleuchten. Die Arbeit sieht sich damit auf angewandter Ebene nicht unbedingt der (Fremdsprachen)Didaktik verpflichtet, die zweifelsfrei in

gleichen Maßen von text(sorten)linguistischen Analyseergebnissen profitiert. Vielmehr geht es um die Erschließung eines umfassenden – vor dem Hintergrund diachronischer Sprach- und Medienwandelprozessen generierten – Wissens um den *status quo* der schriftlichen laienmedizinischen Kommunikation und ihrer Vertextung (und damit auch Visualisierung) in einem spezifischen thematischen Segment. Ein solches Wissen ermöglicht nicht zuletzt einen geschärften Blick auf die Textproduktion und Leserpsychologie, die Produktions- und Rezeptionssseite des Textes, die hier nicht im Mittelpunkt steht, jedoch für die Sprachdidaktik ebenfalls gewinnbringend Einsatz findet. Dazu weisen die nachfolgenden Überlegungen zu medizinischen Textsorten für den Laien wiederholt auf die enge Vernetzung zwischen der westlichen Kultur-, Mentalitäts- und Geistesgeschichte sowie die darin fest verankerten kommunikativen Praktiken hin.

Textualität, ob mündlicher oder schriftlicher, analoger oder digitaler Natur, generiert, bewahrt und vermittelt Wissensbestände und erlaubt dem Individuum stets neue subjektive Wirklichkeiten auszubilden. Die Wechselwirkungen zwischen Phänomenen des Sprach-, Kultur-, Medien- und Textsortenwandels sind vielfältig und in ihrer Komplexität schwer greifbar. Wenn schon die verschiedenen Disziplinen – etwa die Medienwissenschaften – die Forderung nach einer Wechselwirkungsgeschichte stellen (cf. Schanze 2001), gilt dies für den vorliegenden Forschungsgegenstand umso mehr. Die Untersuchung stellt dementsprechend einen Versuch dar, von einer breit ausgelegten philologischen Perspektive ausgehend und im vollen Bewusstsein disziplinärer Grenzüberschreitungen die Vertextung laienmedizinischer Textsorten vom Zeitpunkt ihrer Entstehung an in einer Art und Weise zu verfolgen, dass textsortenspezifische Ausgliederungsmechanismen, Textsortenrepertoires und übereinzelsprachliche Diskurstraditionen ebenso deutlich hervortreten wie inhaltliche Aspekte. Hierzu zählen z.B. die Veränderungen in der Wahrnehmung von Krankheit oder das Verhältnis zwischen Theorie und Praxis, oder konkrete Wandelerscheinungen in der Versprachlichung, z.B. in der Dialogizität, Direktivität oder fachsprachlichen Ausformung der Texte. Da kaum ein fachexterner Kommunikationsbereich für die Lebenswirklichkeit des Individuums von ähnlicher Brisanz ist, lag eine Eingrenzung des Gegenstandsbereiches auf die Medizin sowie spezifische epochal relevante Krankheiten nahe.

1.1 Überlegungen zur Wahl des Gegenstandsbereichs

Begeistert von der linguistischen Ergiebigkeit von Untersuchungen zur Packungsbeilage von Medikamenten (cf. Eckkrammer 1996, 1998a, 1998b, 1999a), einer Textsorte, die rechtlich bedingt in ein sehr enges formal-inhaltliches Korsett gezwängt ist, bot sich die ratgebende bzw. aufklärende laienmedizinische Fachkommunikation als Gegenstand linguistischer Forschung aus diachronischer Perspektive an. Der Hauptfokus sollte dabei allerdings nicht nur auf dem einzelsprachlich zentrierten Blick auf die Sprache des jeweiligen Textes, sondern auf der historischen Ebene diskursiver Traditionen liegen. Mehrere Gründe sprechen für ein solches Herangehen:

An erster Stelle handelt es sich bei der medizinischen Fachprosa ganz pragmatisch gesehen um einen Gegenstandsbereich, bei dem in den meisten Sprachgemeinschaften auf umfangreiche Vorarbeiten zurückgegriffen werden kann. Exemplarisch seien hier einerseits die Analysen und Ergebnisse von Gerhard Eis und dessen Schule in der Germanistik verwiesen, die aus vergleichender Perspektive in anderen Sprachgemeinschaften Unerreichtes geleistet hat. Andererseits sind wiederum exemplarisch die (wenn auch mit einem anderen Fokus vollzogenen) Arbeiten der spanischen Forschergruppe um María Teresa Herrera und María Estela González de Fauve zu erwähnen, die auf lexikologischer Ebene mit dem „Diccionario español de textos médicos antiguos“ (DETEMA) einen unverwechselbaren Beitrag geleistet hat und weiterhin erbringt (nunmehr unter der Leitung von Nieves Sánchez González de Herrero). Diese aus philologischer Perspektive sehr glücklichen Fügungen führen neben der umfangreichen v.a. medizinhistorischen Sekundärliteratur zu ‚Pestschriften‘ (z. B. Sudhoff 1912 etc., Carreras Panchón 1976) zu jenem Volumen an qualitativ hochwertigen Editionen und Untersuchungen mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Textexemplare, die einen diachronischen Zugang im Rahmen einer textlinguistischen Einzelstudie zur medizinischen Textualität überhaupt ermöglichen.

An zweiter Stelle sei auf den Umstand verwiesen, dass die Vertikalität in der medizinischen Fachkommunikation und deren Problematik in den letzten beiden Dekaden des 20. Jahrhundert zu einem anerkannten und anspruchsvollen Thema der angewandten Linguistik geworden ist, das jedoch noch kaum hinsichtlich der historischen Dimension hinterfragt wurde². Damit repräsentiert der Gegenstandsbereich insbesondere aus dem textlinguistisch-historischen Blickwinkel des laienmedizinischen Diskurses ein weitgehend unbeackertes Feld, bei guter Datenlage.

² Als Ausnahme sind hier in Ansätzen die Überlegungen von Busch (1994) zu nennen.

Die beiden Faktoren bilden gemeinsam Motivation genug, die Hintergründe und konkreten Vertextungsmuster laienmedizinischer Texte kontrastiv auszuleuchten. Der Kontrastivitätsanspruch erstreckt sich dabei auf mehrere Felder: 1) auf das intergenerisch textsortenvergleichende (v.a. im Kontext der Ausgliederungsthematik), 2) auf das intrasprachlich epochenvergleichende, 3) das intersprachlich kulturvergleichende und nicht zuletzt 4) das medienkontingente Erfassen von Wandel (intermediale Ebene). Letztgenannter Punkt eignet sich im Speziellen dazu mediale Wandelerscheinungen und Umbrüche zu thematisieren, die im Lichte des zeitgenössischen Medienwechsels von besonderer Bedeutung sind. Gerade das Fach der Medizin erlaubt hier ein Ansetzen vor dem Schritt zur typografischen Gesellschaft und der Epoche, in der Handschriften- und Druckkultur koexistieren. Damit ermuntert gerade die ExpertInnen-Laien-Kommunikation der Medizin dazu, einen kommunikativen Handlungsbereich unter Zuhilfenahme eines thematischen Filters Schritt für Schritt bis an die Ursprünge zurückzuverfolgen. Indem das Hauptgewicht auf der Ausgliederung von kommunikativen Handlungsmustern liegt, die vielfach übereinzelsprachlichen Charakter haben und deren Wurzeln häufig weit ausgreifen, tritt die Fachkommunikationskultur in besonderer Weise hervor. Das eine Sichtung des Gegenstandsbereiches nur mit Rückgriffen auf antike Diskurstraditionen möglich ist, wurde damit sehr früh deutlich.

Um die Vergleichbarkeit der Textdaten zu garantieren, kann eine Eingrenzung hinsichtlich des medizinischen Objektbereiches nicht ausbleiben, wengleich eine solche zwangsläufig vor dem Hintergrund eines modernen nosologischen Verständnisses stattfindet. Die Wahl infektiöser und damit meist epidemischer Erkrankungen ist jedoch in mehrfacher Weise argumentierbar.

Erstens: Wengleich es sich bei Infektionen im modernen Sinn um eine Krankheitsgruppe handelt, deren zentrales kohärenzbildendes Konzept erst durch die moderne Bakteriologie empirisch bewiesen werden konnte, scheint das kollektive Erleben epidemischer Erkrankungen in verschiedenen historischen Stadien seit dem Mittelalter eine Wahl dieser Gruppe zu rechtfertigen. Dies verdeutlicht bereits der Begriff der *Pest* oder *Pestilenz*³ *per se*, da er sowohl die massenhafte Betroffenheit

³ Dass die Termini in den medizinischen Traktaten des Spätmittelalters sowie der frühen Neuzeit kaum zur Bezeichnung eines ätiologischen Phänomens dienen, sondern vielmehr als Bezeichnungen für ansteckende Krankheiten an sich, führt gleichermaßen zu einer Benennungsproblematik der frühen medizinischen Texte, der ohne medizinische Fachkompetenz kaum beizukommen ist. Für das vorliegende Erkenntnisinteresse (cf. 2.2) scheint jedoch eine solche von versierten MedizinhistorikerInnen vielerorts geleistete Arbeit nicht notwendig. Die vorgenommene Eingrenzung ist allerdings nur aus dem medizinischen Wissenszuwachs der Moderne, die präzise ätiologische Unterscheidungen im Zuge der Erkenntnisse der modernen Bakteriologie ermöglicht und kommuniziert, verständlich.

als auch eine beträchtliche Letalitätsrate impliziert und damit stets ein soziodemografisch relevantes Vorkommnis ist, das sich tief in das kollektive Bewusstsein der Menschen einprägt. Damit repräsentieren infektiöse Erkrankungen mit epidemischer Ausbreitung (zu einer genauen Definition cf. 4.4) zweifellos jene Gruppe von Krankheiten, die in der Wahrnehmung des Menschen aufgrund ihres traumatischen Charakters am stärksten verankert sind und damit auch einen besonders dringenden Bedarf an Aufklärung hervorrufen. Dies wurde nicht zuletzt im Zuge des medienkommunikativen Hype rund um die Schweinegrippe 2009 besonders deutlich. Dass dabei auch die Zuschreibungen und sozialen Ausgrenzungsmuster konstant erscheinen, sei dabei nur am Rande erwähnt.

An zweiter Stelle dürfen wir davon ausgehen, dass die Gruppe der ansteckenden Krankheiten – und damit deren Erreger als Akteure – die Geschichte der Menschheit nachhaltig geprägt haben und noch heute prägen. Ihr Einfluss wirkt wie ein roter Faden vom mittelalterlichen Europa über die *Conquista* Mexikos in der frühen Neuzeit bis zur frühindustriellen Phase und aktuellen demographischen Entwicklungen (cf. 4.4.)⁴. Daraus ergibt sich eine Beobachtungskontinuität und Vergleichbarkeit, die in anderen Bereichen kaum selbstverständlich ist. Ziehen wir beispielsweise urologische oder gynäkologische Schriften heran, die für das nicht akademische Publikum ebenfalls seit dem späten Mittelalter vermehrt Relevanz haben, ist kaum davon auszugehen, dass es sich um eine gleichförmigere Entwicklung handelt, d.h. eine Entwicklung ohne jene konjunkturellen Schwankungen, die auf ein plötzliches traumatisches Ereignis angesichts des Auftauchens einer neuen infektiösen Krankheit, die epidemisch um sich greift, ausgelöst wird. Auf der formalen wie inhaltlichen Ebene sind es jedoch durchwegs jene durch den Schock der Epidemie ausgelösten Elemente, die zur Wiederauferstehung alter Strukturen sowie einer Neubelebung und Weiterentwicklung der kommunikativen Handlungsmuster führen. Beispielfhaft sei hier nur auf Argumente verwiesen, die in den 1980er Jahren im Zuge des Aufkommens der HIV/AIDS-Pandemie greifen und die laienmedizinische Textualität neuerlich beeinflussen (z. B. in der Funktion, gängige Falschmeinungen zu bekämpfen bzw. auszumerzen).

An dritter Stelle gilt es wiederum auf die Datenlage und damit ein pragmatisches Argument zu verweisen: Ein Großteil der frühen laienmedizinischen Schriften sind solchen als *Pest* bzw. *Pestilenz* bezeichneten Krankheiten gewidmet (zur Terminologie cf. 4.4.2.1). Auf diskursiver Ebene ermöglicht der inhaltliche Filter damit eine

⁴ Dies wird nicht zuletzt durch aktuelle Infektionszahlen sowie den Stellenwert von Infektionskrankheiten als Todesursache deutlich (cf. 4.4). Die von Garret (1996) vorgenommene düstere Prognose, die in den letzten Dekaden weitgehend Bestätigung gefunden hat, lässt hier kaum auf Veränderungen hoffen.

kontinuierliche Beobachtung, wie sie in anderen medizinischen Objektbereichen in diesem Umfang nicht möglich ist. Die Beschäftigung mit dem vertikalen Wissenstransfer in modernen Sprachen erlaubt folglich im Kontext von Infektionskrankheiten die Veranschlagung eines korpuslinguistisch bedeckbaren Untersuchungszeitraumes von etwas mehr als 650 Jahren.

Retrospektiv von Interesse ist, dass die gewählte Themeneingrenzung als sie in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre angedacht wurde, nicht besonders aktuell schien. Der Schock angesichts der HIV/AIDS-Pandemie in den 1980er Jahren lag bereits zu weit zurück. Die intensiven Informationswellen sowie die enorme Pressepräsenz des Virus waren bereits verebbt. Seuchen und Epidemien und die damit einerschreitende Aufklärungs- und Ratgeberliteratur waren kein Tagesthema, denn die meisten infektiösen Krankheiten, von denen als ‚Geißeln der Menschheit‘ früherer Epochen berichtet wird, stellten Ende des 20. Jahrhunderts in unseren Breitengraden keine imminente Bedrohung mehr dar. Aktualität wurde erst generiert als im Jahr 2000 BSE und damit die Creutzfeld-Jakob-Krankheit Europa in den Bann zog und bereits kurze Zeit später das Wiederausbrechen der Maul- und Klauenseuche sowie neue Erreger wie SARS (2002) oder Schweinegrippe (2009) das Thema ‚Seuchen‘ zur täglichen Horrorschlagzeile avancieren ließ. Medizinische Vermittlungstexte wurden wieder populär – reziprok zur epidemischen Ausbreitung der Infektionen. Der Begriff *Seuche*, ein im humanmedizinischen Wissenschaftsdiskurs weitgehend in Vergessenheit geratenes Wort, wurde wieder entstaubt und trat im gemeinsprachlichen Kontext einen neuerlichen Siegeszug an. Vor allem das immer virulentere Auftreten neuer, therapeutisch schwer beizukommender Erreger (z. B. Hanta oder Ebola) sowie die Denguefieber-Epidemie 2008 in Brasilien trugen gemeinsam mit der wachsenden Medienpräsenz von möglichen terroristisch motivierten Anthraxinfektionen und hypothetischer Pockenvirenattacken zum Aufflammen eines neuen Interesses an infektiösen Krankheiten bei⁵. Die Kulturgeschichte der Seuchen bleibt damit ein offenes Buch, wobei gerade die Entwicklung der jüngsten Vergangenheit deutlich macht, dass sie uns noch lange und intensiv beschäftigen werden (cf. WHO-Kampagnen zur Halbierung der Infektionszahlen von Tuberkulose, Malaria und HIV/AIDS).

Infektionskrankheiten bieten damit aus unterschiedlichsten wissenschaftlichen Perspektiven ein breites Forschungsterrain, wobei unter Einbeziehung der diachronischen Achse dem Faktum Tribut zu zollen ist, dass der sprachliche Umgang

⁵ Eine Fülle an weitgehend populärwissenschaftlichen Konvoluten zur Seuchenthematik führt gemeinsam mit der Flut an massenmedialen Kommunikaten diese Renaissance deutlich vor Augen. Sarasin (2004) spricht in seiner diesbezüglichen Kritik von einem medial inszenierten Hype.

mit Krankheiten sich einerseits mit der wandelnden Wahrnehmung von Krankheit als sozialem Phänomen verändert und andererseits eine starke Koppelung an die Errungenschaften der wissenschaftlichen Heilkunde gegeben ist. Die ursprüngliche Vorstellung, dass Krankheit und Mensch getrennte Entitäten seien, überlebt beispielsweise heute noch in verschiedenen Metaphern, die den sprachlichen Umgang mit Erkrankungen prägen. Eine Krankheit *befällt* einen Menschen wie ein wildes Tier, *bricht* in ihm *aus* und *streckt* ihn *zu Boden*. Die gleiche Trennung lebt auch in den martialischen Begrifflichkeiten fort, die etwa aktuelle Preetexte zu Infektionskrankheiten prägen. Man spricht dort z. B. nicht selten von *Killerviren*, die den menschlichen Körper *erobern*. Mit der Entstehung neuer Krankheiten ist nicht nur die Heilkunde gefordert, sondern auch der kommunikative Haushalt einer Kultur. Mensch und Wissenschaft reagieren auf die veränderten Bedingungen. Rekurrende Symptome werden erkannt und beschrieben und durch die heilkundlichen Paradigmen der jeweiligen Epoche erklärt, um daraus Mittel und Wege der Heilung und Prävention abzuleiten.

Da diese Prozesse im Falle von Massenerkrankungen die Allgemeinheit betreffen, ist der Druck auch die Allgemeinheit mit der Thematik zu konfrontieren groß, nicht zuletzt, da Gesundheitssysteme im Falle von Epidemien vielfach in eine Krise schlittern und damit therapeutische Alternativen wie etwa schriftsprachlich kolportierte Selbsthilfeanleitungen notwendiger werden. Die grundlegenden Informationen und Handlungsanweisungen gelangen dabei auf eine fachexterne Ebene, die auf der Textebene anderen Regeln entsprechen muss, um auch tatsächlich einen Erkenntnisprozess seitens der Laien zu erlauben.

Wir gehen dabei in Anlehnung an Busch (1994) davon aus, dass ein vertikaltätstheoretischer Ansatz auf einem dichotomischen Modell basiert, wobei für den Laien stets die Dignitätsfeststellung gilt. Diese besagt, dass der Terminus *Lai* nicht wertend verwendet wird, sondern wertfrei auf die Existenz unterschiedlicher Wissensniveaus referiert (cf. Busch 1994, 2; weiterführend zum Laienbegriff cf. 4.3.6).

Da jedoch zwischen dem Wissensniveau der ExpertInnen und der Laien eine beträchtliche Kluft besteht⁶, die seit jeher als konfliktiv wahrgenommen wird, bedeutet eine Beschäftigung mit medizinischer Ratgeberliteratur im Kontext epochaler Infektionskrankheiten aus diachronischer Perspektive, d.h. konkret vom Entstehen erster relevanter volkssprachlicher Texte im 14. Jahrhundert bis zu modernen Hypertexten des 21. Jahrhunderts, auch eine Beschäftigung mit den Ursachen derzeitiger textbasierter Konflikte. Die Wahl von Textmaterial zu großen Infekti-

⁶ Für diesen Abstand fühlt sich insbesondere die Wissensluffforschung zuständig.

onskrankheiten, das eine Vermittlung fachlicher Inhalte gegenüber einem nicht-fachlichen Publikum anstrebt, impliziert damit auch eine Reihe angewandter linguistischer Fragestellungen, die sich bereits beim Erstkontakt mit diesem Typus der Information und Instruktion in der in ihrem heutigen funktionalen Umfang sehr jungen Packungsbeilage von Pharmaka herauskristallisierten (cf. Eckkrammer 1996, 1999a). Diese sind vor allem im Umfeld einer angewandten Fachtextlinguistik, Gesundheitskommunikations- und Verständlichkeitsforschung zu verorten. Wenn wir also die diskursiven Stränge des ratgebenden medizinischen Diskurses anhand von einschlägigen Textsorten eines thematischen Kernbereiches diachronisch beobachten, besteht die Möglichkeit jene Entwicklungslinien freizulegen, die tiefgreifende Schlussfolgerungen zur Funktionalität bzw. Dysfunktionalität moderner medizinischer Ratgebertexte erlauben (cf. Kap. 7).

1.2 Begründung des diachronischen Ansatzes

Weder der politische Raum noch ein philosophisches System garantierten die Überlieferung und Assimilation von Wissensbeständen, betont Schipperges (1970) im Kontext der arabischen Rezeption antiker Medizinkenntnis, sondern „einzig und allein die Sprache, die immer wieder von neuem als Medium der kulturellen Einheit vermittelt, erinnert und vereinigt“ (Schipperges 1970, 167). Seine Aussage lässt sich auf die diskursive Ebene von Sprache und deren diachronische Veränderungsmechanismen umlegen. Sprachliches Handeln vollzieht sich stets in Texten, die eingebettet in grundlegende Prämissen des Sprechens oder Schreibens, in eine Einzelsprache und ihre Regeln, übereinzelsprachliche Diskursstränge sowie den individuellen Akt der Textproduktion, das Produkt eines Prozesses ist. Dieser ist demgemäß sowohl im kommunikativen Haushalt der Gesellschaft, in der er wirkt, als auch in einem spezifischen (fachlichen) Kommunikationsbereich verankert. Der Versuch, Textsorten als kontext- und kulturgebundene⁷ formal-inhaltliche Typen wiederkehrenden sprachlichen Handelns von der Genese bis zu heutigen Ausprägungen zu folgen, legt dementsprechend den Blick auf die Historizität von Texten frei.

Vertextungsstrukturen und -merkmale konstituieren sich vor dem Hintergrund einer spezifischen kommunikativen Aufgabe, die in einem abgesteckten soziokulturellen Rahmen wiederholt und mit spezifischen Medien realisiert wird. Dabei

⁷ Kulturgebunden referiert hier nicht nur auf die Ebene der einzelnen Sprachkultur, sondern gleichermaßen auf übereinzelsprachliche Kultureme wie sie etwa im Wissenschaftsbetrieb eines Faches gelten.

formen sich Vertextungsnormen und -konventionen aus, die sich über Jahrhunderte im Fahrwasser soziopolitischer, ökonomischer und kultureller Veränderungsprozesse wandeln und heute jenes Repertoire darstellen, mit dem wir als SprecherInnen bzw. SchreiberInnen agieren und als RezipientInnen konfrontiert sind. Mit dem diachronisch-diskursiven Ansatz wird folglich der Herausforderung entsprochen, hinter der Vertextungsoberfläche und ihren spezifischen verbalen und non-verbalen Merkmalen die Wurzeln dieser formal-inhaltlichen Strukturen freizulegen und damit auch die (fachlichen, sozialen, ökonomischen, kulturellen etc.) Interaktionsbedingungen zu beleuchten, unter deren Einfluss sich die Textmuster herausbilden. Eine Spurensuche über mehrere Jahrhunderte unter Einbeziehung einer intersprachlichen und intermedialen Vergleichsebene kann sich somit aus mehreren Gründen als sehr fruchtbar erweisen.

Erstens erzwingt sie einen historisch-diskursiven Blick auf kommunikative Handlungspraktiken und deren textuelle Resultate, der auch historische Verschiebungen sowie Interdependenzen zwischen Textsorten (Textsortenfelder bzw. -repertoires, cf. 3.1) beachtet. Denn eine reduktionistische, auf eine einzige Textsorte zentrierte Beobachtung, ist unter Einbezug einer ausgedehnten diachronischen Achse schlichtweg unmöglich, so dass einem Schlüsseldesiderat der aktuellen Text(sorten)linguistik zwangsläufig entsprochen wird (cf. 3.1).

Zweitens fördert oder erzwingt der diachronische Ansatz eine transdisziplinäre Herangehensweise (cf. 2.1.1) und auf linguistischer Seite eine intensive Einbindung der funktional-pragmatischen Ebene. Beispielsweise macht der enorme Untersuchungszeitraum die Beschäftigung mit medialen Paradigmenwechseln ebenso notwendig wie eine umfassende kultur-, geistes-, fach- und mentalitätsgeschichtliche Verortung des Untersuchungsgegenstandes, und eine solche ist vor dem Hintergrund einer einzigen Disziplin kaum möglich.

Drittens ist für die Ebene der Sprache bzw. Sprachkultur durch die Diachronie eine wesentlich breitere Angriffsfläche gegeben, die die Verwendung einer Einzelsprache in bestimmten kommunikativen Handlungspraktiken, hier etwa der Medizin, nicht einfach als gegeben betrachtet, sondern Parameter der Historizität auch hier anwendet. Als Beispiel sei an dieser Stelle etwa auf die Vernakularisierung fachlicher Gegenstandsbereiche hingewiesen, die nur unter ganz speziellen sozio-ökonomischen, -politischen und -kulturellen Vorgaben stattfindet, wobei der Zeitpunkt und die pragmlinguistischen Grundbedingungen auf die Herausbildung von sprachspezifischen, (fach)kommunikativen Handlungspraktiken deutlich Einfluss nehmen (cf. 4.3.3).

Viertens scheint der Schlüssel für zahlreiche aktuelle fachkommunikative Verständlichkeitsprobleme in der diachronischen Dimension zu liegen, denn die Betrachtung intertextueller Zusammenhänge funktional und thematisch zusammenhängender Textsortenfelder legt neben interlingualen Transfers auch intergenerische Prozesse frei, die in der Verständlichkeitsthematik den Ausschlag geben können. Beispielfhaft seien hier etwa Befunde aus der Analyse von Medikamenten-Packungsbeilagen herangezogen, die den Genese- bzw. Textproduktionsprozess freilegen und dabei intergenerische Anhaltspunkte im Translationsprozess als Störfaktoren festmachen (z. B. Askehave/Zethsen 2001 für die dänische Packungsbeilage). Andererseits zeigt die vergleichsweise kurze Entwicklungs- und Wandelgeschichte des sozial wie rechtlich immer stärker genormten kommunikativen Handlungsmusters einen Vertextungswandel auf (cf. Eckkrammer 1999a), der zweifellos auch m. E. durch die heftige Kritik an den Verständlichkeitsmankos ausgelöst wird (vgl. die Diskussion im deutschsprachigen Raum, u. a. Hoffmann 1981, Kleinsorge/Steichele 1981, Hoffmann 1983). Dieser Aspekt steht in einem unmittelbaren Zusammenhang mit unserem letzten Punkt.

Dieses fünfte Argument für die diachronische Perspektive bezieht sich auf den Umstand, dass in punkto Regelmäßigkeit und Standardisierungsgrad, d.h. hinsichtlich der ‚Normiertheit‘ von textuell geäußerten kommunikativen Handlungsmustern, ein statischer Befund auch deshalb zu kurz greift, da sich die Charakteristika nur auf der Grundlage von Rückgriffen und Verschränkungen mit anderen diskursiven Mustern meist erst im Zuge eines zeitaufwändigen Prozesses herausbilden, d.h. Textsorten bei ihren ersten ‚Gehversuchen‘ auf angestammte Modelle rekurrieren und erst nach und nach einzelsprachliche Spezifika ausformen. Wird dabei die Mediengrenze überschritten, manifestiert sich oftmals ein Rückschritt in der Textualisierung (cf. Raible 2006). Mitunter kommt es bei der Ausformung neuer kommunikativer Handlungspraktiken zu Verzahnungen, die den Blick auf die textsortenimmanente Regelmäßigkeit verstellen, so dass nur eine Sichtung des gesamten übereinzelsprachlichen Kommunikationsbereiches zielführend scheint. Die Frage nach einer hierarchischen Sichtweise von ‚Normiertheit‘ im Rahmen eines in wechselseitiger Dependenz wirkenden Interaktionsfeldes ist demzufolge wiederum erst unter Berücksichtigung der Diachronie sinnvoll Rechnung zu tragen.

Hinsichtlich der Methodik gebietet die diachronische Achse einige Eckpunkte, die hier ebenfalls nicht unerwähnt bleiben dürfen. Der Mehrwert ergibt sich vor allem in der Argumentation von Beschränkungen, die im Rahmen der vorliegenden

Untersuchung getroffen werden und die vorerst generalisierend angesprochen werden sollen:

An erster Stelle erwirkt die diachronische Achse eine zwangsläufige Fixierung auf kommunikative Handlungspraktiken der Schriftlichkeit, da mündliche Textsorten bzw. Gesprächssorten für den Zeitraum, in dem keine Tonaufnahmen vorliegen, nur indirekt erschließbar sind, d.h. keine Kompilation eines Primärkorpus erlauben. An zweiter Stelle steht die einfachere Argumentation hinsichtlich der Einschränkung des medizinischen Gegenstandsbereiches, da laienmedizinische Traktate des 14. und 15. Jahrhunderts meist nur eine eingeschränkte Zahl mehr oder weniger rekonstruierbarer Pathologien thematisieren. Der Umstand, dass eine sachliche Einschränkung des Textmaterials auf Infektionskrankheiten vorgenommen wurde, lässt sich folglich durch den veranschlagten Untersuchungszeitraum (1348-2004) relativ einfach begründen. Aus dem diachronischen Zugriff der Studie, der den Weg zu synchronischen Betrachtungen ebnet, ergeben sich, an dritter Stelle, auch jene drei zentralen Pole der Untersuchung, die mit ihren Verschneidungen den theoretischen Unterbau bilden: Die durch Traditionen des Kommunizierens geprägte Welt der Textsorten, die Parameter und Resultate des Sprachwandels sowie die konstituierenden Bedingungen und Auswirkungen des Medienwechsels. Alle drei Pole repräsentieren für das vorliegende Erkenntnisinteresse sowohl unabhängig voneinander als auch in ihren diachronischen wie synchronischen Verschneidungen, Wechselwirkungen und Synergien einen fruchtbaren Nährboden. Damit forciert die diachronische Ebene letztendlich eine theoretische Auseinandersetzung mit der Dreiecksbeziehung zwischen der diskursiv-historischen Ebene von Textsorten (cf. 3.1), dem Sprachwandel als Wandel verbaler Ausdrucksmöglichkeiten (cf. 3.2) und der für beide anderen Kontexte relevanten Ebene des Medienwandels (cf. 3.3). Die Studie lotet damit im Vorfeld jenes Spannungsfeld zwischen Textsorte, Sprachwandel und Medienwechsel theoretisch aus, das sich aus dem Umstand ergibt, dass die Betrachtung von textsortenspezifischen Wandelphänomenen (und damit die Diskursebene) eine Pragmatisierung des Sprachwandelbegriffs erlaubt (cf. Steger 1984). Dies ist insbesondere dann von Interesse, wenn wir uns nicht nur dem Wandel der konkreten Strukturen und Inhalte eines kommunikativen Handlungsmusters zuwenden, sondern gleichermaßen dessen Bedingtheit durch das soziokulturelle Umfeld und dessen kommunikative Bezüge. Ein pragmatisierter Sprachwandelbegriff inkludiert infolgedessen stets die Genese, Funktion, Evolution, mediale ‚Verpackung‘ und Vermittlung von Textsorten in ihrem kulturhistorischen Kontext und hebt die Beobachtung von Textexemplaren aus dem einzelsprachlichen Kontext heraus. Als Konsequenz daraus ergibt sich

aleirdings, dass derartige diachronisch ausgerichtete textlinguistische Ansätze einer intensiven Einbindung der Fach- und Kulturgeschichte bedürfen. Damit wagt sich die Studie vielerorts auf neues disziplinäres Terrain und erschließt bewusst und in umfassender Art und Weise den medizinhistorischen und -kommunikativen Unterbau (cf. 4). Diese Notwendigkeit mag mit ein Grund dafür sein, dass bis dato in der Textlinguistik und Pragmatik keine epochenübergreifenden diachronischen Beschreibungen kommunikativer Handlungsmuster fachlicher Genese vorliegen.

1.3 Gliederung der Arbeit

Die vorhergehenden Überlegungen (cf. 1.2) haben bereits verdeutlicht, dass die theoretisch-methodische sowie sachhistorische Grundlegung einen beträchtlichen Teil der Arbeit konstituiert, wobei insbesondere im medizinhistorischen Teil stets auf eine direkte Bezugnahme auf sprachliche Aspekte Wert gelegt wurde.

Die Studie beginnt mit einer allgemeinen wissenschaftstheoretischen Verortung der Arbeit (2.1.1) und trachtet in der Folge nach einer genauen theoretisch-methodischen Standortbestimmung innerhalb der Sprachwissenschaft und angrenzender Disziplinen (2.1.2). Zudem werden die Zielsetzungen der Arbeit konkretisiert (2.2). In Kapitel drei erfolgt die Ausformung der zentralen theoretischen Konzepte, wobei die Dreiecksbeziehung zwischen Textsorten, Sprachwandel und Medienwechsel bewusst ohne spezifische Einbeziehung des Fachs Medizin dargelegt wird. Diese Vorgangsweise resultiert aus dem Umstand, dass einerseits Modelle entwickelt werden, deren Gültigkeit nicht auf einen (einigen) fachlichen Gegenstandsbereich beschränkt sein soll. Andererseits braucht es für die Ausformung der kommunikativen Handlungsmuster der Medizin einen medizingeschichtlichen Hintergrund, der jedoch im Kontext einer linguistischen Studie nicht vorausgesetzt werden kann. Wir beschränken uns dementsprechend auf punktuelle Verweise auf die nachfolgende Anwendung der Theoreme und schalten ein medizinhistorisches Kapitel dazwischen.

Kapitel vier stellt das notwendige medizinhistorische Hintergrundwissen bereit (4.2). Als unentbehrlicher Vorspann (4.1.) findet sich ein Kapitel zur Wahrnehmung von Krankheit aus diachronischer und kultureller Perspektive, das vor allem den mentalitätsgeschichtlichen Wandel sowie die kulturellen Verschränkungen verdeutlicht. Diese Überlegungen ebnen den Weg für eine umfassende Sichtung der objektbezogenen Fachkommunikationsgeschichte der Medizin, auf deren Basis sich medizinische Textsorten in verschiedenen alten wie neuen Sprachen ausformen.

Der Hauptfokus liegt hier bereits auf der fachexternen Kommunikationsebene, wobei textpragmatischen Fragestellungen, der Divulgation, Popularisierung und Vernakularisierung (4.3.3), sowie der Rolle der Translation (4.3.5) besonderes Augenmerk zukommt. Der konkrete Objektbereich der Studie tritt im nachfolgenden Kapitel (4.4) ins Zentrum, wobei in der Darstellung der Ätiologie, Pathologie und Kulturgeschichte der sechs vorrangig in den Texten behandelten Infektionskrankheiten (4.4.2) besonderes Augenmerk auf onomasiologischen und damit kultursemantischen Fragestellungen in der Bezeichnung der jeweiligen Erkrankungen liegt. Für jede der ausgewählten Infektionskrankheiten wird eine Benennungsschronologie entworfen, die sich erkenntnistheoretisch sowohl aus der Sekundärliteratur als auch aus den Korpusdaten nährt. Dieser Vorgriff auf den analytischen Teil verleiht den Beobachtungen nicht nur eine stärkere linguistische Orientierung, sondern steht exemplarisch für die Komplexität medizinischer Sprache aus fachkommunikativ-vertikaler und historischer Sicht. Die Ursachen der jeweiligen Krankheiten werden dabei nicht nur medizinisch sondern im Sinne einer pluralischen Verwendung des Begriffes Ätiologie als Gesamtheit jener medizinischen und historischen Faktoren betrachtet, die zur Entstehung, zum Fortbestand bzw. zur Auslöschung der ausgewählten Krankheiten führ(t)en. Auf diese Weise bereiten die ätiologisch-pathologischen und kulturhistorisch-onomasiologischen Betrachtungen das Feld für eine Beschäftigung mit der medizinpopularisierenden Textualität der ausgewählten Sprachkulturen, wobei zunehmend eine Einengung auf die gewählten Krankheiten erfolgt (4.5). Die betreffenden sprachspezifischen Überblicksdarstellungen fokussieren punktuell bereits einzelne Textexemplare, die Gegenstand des Analyseteils sind. Im Zentrum stehen dabei vorrangig metasprachliche bzw. -textuelle Kommentare zur Verortung der Texte innerhalb eines kommunikativen Handlungsmusters sowie zur Sprachwahl, wodurch eine Anbindung an die Vernakularisierungsthematik (cf. 4.3.3) gegeben ist. Die betreffenden Darstellungen leiten zu einer konzisen Zusammenschau der Primärquellen und damit der ersten Ausbaustufe des DIALAYMED-Korpus über (5), auf dessen Grundlage die Analyse in Kapitel sechs basiert. Die technologischen und computerlinguistischen Grundlagen (und Problemstellen) kommen dabei ebenso zur Sprache wie Aspekte der Periodisierung und der sprachlichen Distribution (5.1).

Kapitel sechs beschreibt und diskutiert die Ergebnisse der Textanalyse, wobei sich die Darstellung auf Untersuchungen zur Makrostruktur und makrothematischen Konstitution (inkl. Makrosyntax) und Progression (6.2), zum Adressatenbezug, Dialogizität sowie zur Direktivität (6.3) und zur Visualisierung inklusive der Text-

Bild-Beziehungen (6.4) konzentriert. Überlegungen zur Lexis fließen nur punktuell unter Berücksichtigung des fachexternen Kommunikationsmodus ein (z. B. Erklärungsmodelle fachlicher Termini im Kontext der Dialogizität), da mit dem DETEMA für das Spanische bereits eine umfassende Beschreibung des medizinischen Fachvokabulars der frühen Epoche vorliegt und eine diachronische Sichtung der Lexis den Rahmen der Untersuchung gesprengt hätte. Stilistische Charakteristika werden lediglich exemplarisch in Bezug auf ihre Relevanz für die Emotionalisierung, Humanisierung und Dynamisierung der verteilersprachlichen Medizintexte herausgegriffen. Interlinguale wie intermediale Kon- und Divergenzen sowie Rückschlüsse auf intertextuelle und intergenerische Prozesse innerhalb des laienmedizinischen Interaktionsbereiches werden jeweils im Rahmen der einzelnen Themen behandelt sowie in der Diskussion synoptisch aufgegriffen (6.5). Jener Bereich, der seitens der Linguistik im Bereich der laienmedizinischen Textualität kaum behandelt wurde, ist zweifelsohne der visuelle Modus des laienmedizinischen Diskurses und damit die Textsemiotik, Bildlichkeit und die intersemiotischen Beziehungen (6.4). Thematisiert werden in einer ersten Sichtung – aber bei weitem nicht erschöpfend – der verbale Text als Bild (6.4.1), die Bildtypen, Darstellungsformen und Text-Bild-Beziehungen (6.4.2), die klassifizierend (6.4.2.1), periodenspezifisch, intermedial sowie unter Berücksichtigung der Multimodalität (cf. 6.4.2.2) und aus intermedialer Perspektive (cf. 6.4.2.3) beleuchtet werden. Die unter 3.3. begonnene Diskussion wird dementsprechend auf der Grundlage der Bildkorpusdaten weitergeführt und theoretisch ergänzt. Die Beobachtungen führen schlussendlich zu einer vorsichtigen Einschätzung der Weiterentwicklung der Visualisierung dieses spezifischen Typus laienmedizinischer Ratgeber Texte (6.4.3). Auf der Grundlage der Untersuchungsergebnisse wagt Kapitel sieben eine Vorschau auf die Möglichkeiten zukünftiger angewandter Forschungsszenarien im Kontext fachexterner Texte der Medizin, wobei im Speziellen die Implikationen der vorgelegten ‚Grundlagen‘ für Forschungsansätze zur Leserpsychologie (Textverständlichkeits- und Textverständnisforschung) thematisiert werden. Abschließend finden sich die textsortentypischen primären (8.1) und sekundären (8.2) Literaturangaben sowie die notwendigen Verzeichnisse.

Die Verweisstruktur des Werkes ist bewusst anaphorisch wie kataphorisch gestaltet, da die konzeptuelle Orientierung der zugrundeliegenden Denkschemata in den Grundzügen hypertextueller Natur ist. Für die lineare Druckvorlage des Werkes wurde die Themenentwicklung in eine für die geschätzte Leserschaft hoffentlich akzeptable und rezipierbare traditionelle Form gepresst.

2 Standortbestimmung und Zielsetzung

Wissenschaftsliteratur im deutschsprachigen Raum wird nicht selten unterstellt, auf Kosten der Datendiskussion allzu lange im theoretisch-methodischen Umfeld zu verweilen. Die vorliegende Arbeit bricht aus bereits explizit gemachten Gründen (cf. 1.2) ganz bewusst nicht mit dieser Tradition und widmet der Theorie und Methode, aber auch der Fach- und Sachgeschichte, viel Raum. Dies resultiert jedoch nicht aus einer überzogenen Einschätzung der theoretisch-methodischen Innovationskraft, sondern vielmehr aus dem Umstand, dass die angestrebte, in ihren Grundzügen text(sorten)linguistische Annäherung an das Thema einen disziplinendurchdringenden theoretischen und methodischen Zugang verlangt. In diesem Sinne ziele ich darauf ab, nicht nur interessante empirische Analyseergebnisse vorzulegen, sondern die Arbeit am Text auf eine breitere kulturwissenschaftliche Basis zu stellen und damit gleichzeitig die Diskussion um ‚vernetzte‘ wissenschaftliche Ansätze, wie sie die Diskurs- und Text(sorten)linguistik derzeit benötigt, zu stimulieren (cf. u.a. Adamzik 2000a).

Welche Disziplin sich heute eines Themas annimmt, liegt schon lange nicht mehr auf der Hand, denn das Erkenntnisinteresse vieler Disziplinen greift ineinander. Musikwissenschaftler befassen sich mit der Musikalität von Literatur, Sprachwissenschaftler infiltrieren viele Bereiche der Soziologie oder der Kommunikationswissenschaften, die diese *a priori* für sich beanspruchen. Die Disziplinengrenzen verschwimmen. Die Tatsache, dass ich der Theorie und Sachgeschichte beträchtlichen Raum zugestehe, ist folglich als Appell für transdisziplinäre Lösungsansätze und verstärkte interdisziplinäre Zusammenarbeit zu sehen. Eine beginnende Auflösung der Disziplinengrenzen wird demgemäß nicht als Negativum gesehen. Es steht somit vorrangig das Erkenntnisinteresse im Mittelpunkt, ohne Rücksicht darauf, ob die romanische Philologie bzw. konkret die romanische Sprachwissenschaft als Disziplin, die Aufgabenstellung als kanonisch betrachtet oder nicht. Neben dem sachlich-linguistischen Erkenntnisinteresse erfolgt dadurch ein deutliches Plädoyer, die Disziplinengrenzen zu überdenken (cf. 2.1.1) und einen Schritt in die Richtung einer breiten, in die zeitgenössische Gesellschafts- und Kulturwissenschaft integrierten, *Neuen Philologie* transdisziplinärer Ausrichtung zu beschreiten (cf. u.a. Gleßgen/Lebsanft 1997).

2.1 Der theoretisch-methodische Rahmen

Die Sicht auf die Dinge (Theorie) und Art des Vorgehens (Methode) einer Analyse sind heute dermaßen verwoben, dass eine klare Trennung zwischen theoretischen Ansätzen und Methoden in vielen nicht nur linguistischen Bereichen kaum mehr möglich ist. Aufgrund der Tatsache, dass der erste theoretische Zugang gezwungenermaßen vorempirischen Charakters ist, da ein theoretischer Kern bereits vor der eigentlichen Arbeit am Text und der Interpretation der Ergebnisse vorliegen muss, gehe ich davon aus, dass Theorie und die dazu passenden Methoden in einer sehr engen Wechselbeziehung stehen. Die Methoden wiederum werden auf der Grundlage einer methodologischen Zwischeninstanz gebildet, die den Reflexionshintergrund dafür bietet, eine ausgewogene und angemessene Relation zwischen dem (vorempirischen) theoretischen Kern und der Realität der Datenanalyse herzustellen. Eine Diskussion des Theoriekerns ohne jeglichen Blick auf die intendierte Anwendung wäre allerdings verfehlt, so dass wir unsere Beobachtungen damit beginnen, jene Ausgangspunkte zu diskutieren, die den theoretischen Rahmen bilden. Auf methodische Aspekte wird dabei nur punktuell verwiesen, da unter 2.1.2 das methodische Vorgehen allgemein sowie im Zuge der Formulierung der Detailziele der Untersuchung (2.2) in Abhängigkeit vom Analyseziel erläutert wird. Der Umstand, dass die Zersplitterung in Disziplinen mit weiteren Subdisziplinen, die wiederum eigene Unterbereiche und ‚Schulen‘ hervorbringen, von linguistischen Arbeiten mitunter eine sehr präzise Verortung verlangt, steht dabei im Vordergrund. Nachdem wir unter den zur Verfügung stehenden Ansätzen keinen isolieren konnten, der vollends dem Erkenntnisinteresse der Untersuchung entgegenkommt, soll vor dem Hintergrund der wissenschaftstheoretischen Prämissen (2.1.1) das Ineinandergreifen jener linguistischer und nicht-linguistischer Ansätze illustriert werden, die die nachfolgende Beschäftigung mit dem Objektbereich medizinischer Textualität prägen (2.1.2).

Der dieser im weitesten Sinne *textwissenschaftlichen* Arbeit zugrundeliegende Sprachbegriff ist dabei weit gefasst und handlungsorientiert. Er nähert sich dem Text als semiotischem Konstrukt, das funktional und pragmatisch determiniert ist (cf. 3.1.1). Als zentrales Anliegen gilt es, die Sprache und das Bild und ihre Funktion im Text innerhalb eines spezifischen sozialen, historischen und kognitiven Kontextes, der sich in einem stetigen Wandelprozess befindet, zu begreifen und zu analysieren. Damit wird bewusst dem Terminus *textwissenschaftlich* der Vorzug gegeben, da die Textlinguistik als entgrenzte ‚Transdisziplin‘ verstanden wird (cf. 2.1.2.1), die bei der Beantwortung ihrer Fragestellungen alleine im Sinne des Erkenntnisinteresses

agiert, daher sich *a priori* keine Begrenzungen durch die Linguistik und ihrer bisherigen Konzentration auf rein Sprachliches auferlegt. Auf diese Weise wird eine Einengung der Zugänge durch jene Parameter, die ‚Linguistisches‘ von ‚Nicht-Linguistischem‘ trennen, von vorne herein vermieden. Der Weg zu einer disziplinendurchdringenden (und nicht nur verbindenden) integrierten Sichtweise ist damit gebahnt. Der Zugang geht folglich bewusst über jene Ansätze hinaus, die die von der Pragmatik eingebrachte Variable des Kontexts berücksichtigen und die kontextuellen Komponenten integrativ in den Untersuchungsansatz einbinden. Als Begründung dieser Vorgangsweise genügt die Tatsache, dass die traditionelle Beschränkung der Linguistik auf die vorrangige Beschäftigung mit Sprache vor allem aus einem gewissen Rechtfertigungsdruck sowie aus der Notwendigkeit der Abgrenzung gegenüber den Nachbarwissenschaften resultiert (cf. Beaugrande 1997). Es geht offensichtlich darum, einen Bereich für sich exklusiv zu beanspruchen und in theoretischer und methodischer Hinsicht dafür größtmöglichen Formalismus sowie Stringenz zu beanspruchen.

Sprachliche Äußerungen werden jedoch seit jeher auch von anderen Wissenschaften zur Gewinnung von Erkenntnissen herangezogen (u. a. in den Kommunikationswissenschaften, in der Kulturosoziologie, Psychologie, Philosophie, Anthropologie und Literaturwissenschaft), wengleich dabei oftmals nicht die Sprache selbst sondern die durch sie vermittelten Inhalte im Vordergrund stehen. Nach der Abgrenzung kann heute von einer Phase der Konsolidierung gesprochen werden, in der mit zunehmender Begeisterung auf Paradigmen und Resultate der Nachbarwissenschaften zurückgegriffen wird, um diese integrativ in die eigenen Nachforschungen einzubinden. Beaugrande (1997, 6) führt die Ursache für diese Annäherung deutlich vor Augen, wenn er feststellt:

Meines Erachtens hat es sich aber inzwischen eindeutig gezeigt, dass eine Linguistik, die nur innerhalb der ‚Sprache‘ bleiben will und nur ‚rein linguistische‘ Einschränkungen anerkennt, bezüglich ihrer eigentlichen Zwecke der Beschreibung und Erklärung früher oder später in eine Wechselbeziehung von Gewinn zu Verlust gerät: je mehr Linguistik die Sprache abtrennt vom Weltwissen der Sprecher und der Gesellschaft, in der sie leben, umso weniger sind signifikante und relevante Fortschritte in der Beschreibung und Erklärung zu erzielen – auch in der Beschreibung und Erklärung ‚rein linguistischer‘ Tatsachen. (Beaugrande 1997, 6f)

Bevor wir jedoch von einer Transdisziplin mit klar erkennbaren Umrissen sprechen können, gilt es jene Begriffe der Methodendiskussion zu konkretisieren, die vielfach unscharf angewandt werden: namentlich die Begrifflichkeiten der Multi-

disziplinarität, Interdisziplinarität und Transdisziplinarität. Es scheint deshalb unverzichtbar, den Erläuterungen des theoretisch-methodischen Zugangs einige grundlegende wissenschaftstheoretische Überlegungen vorzuschicken, die der Wissenschaft nicht nur eine Lockerung bzw. Auflösung kanonisierter Disziplinengrenzen nahe legen, sondern gleichfalls für einen Paradigmenwechsel sprechen.

2.1.1 Wissenschaftstheoretische Prämissen

Die wissenschaftstheoretische Diskussion der vergangenen Dekaden hat mehrfach auf die dringende Notwendigkeit einer Reform der Wissenschaft hingewiesen, die Forderung nach einer disziplinär entgrenzten Wissenschaft des ‚zweiten Modus‘ (*mode 2*, cf. Gibbons et al. 1994), die eine über die Einzeldisziplin hinausgehende Theorienbildung erlaubt. Die Kritik an traditionellen Strukturen der Wissenschaft sowie die zunehmende Vernetzung von Wissensbereichen und Diversifizierung der Erkenntnisziele verlangen nach visionären Konzepten, die nur auf der Basis „endogener Wissenschaft“ (cf. z. B. Nowotny 1996), mit disziplinen-durchdringender Forschung zu bewerkstelligen sind. Neuere Konzepte und Ansätze der Wissenschaft bezeichnen sich deshalb vielfach als trans-, inter-, multi- oder pluridisziplinär und fordern eine dichtere Vernetzung, wenn nicht sogar die Auflösung der traditionellen Arbeitsorganisationsformen. Dass solche Ansätze für manche Disziplinen einen Paradigmenwechsel mit sich bringen (können), versteht sich von selbst.

Die Thematik der vorliegenden Untersuchung suggeriert eine disziplinenübergreifende Herangehensweise und auch die Bibliografie (8.2) zeigt deutlich, dass intensiv vor allem auf Erkenntnisse der Medizingeschichte, Geschichte, Sozialmedizin, Kommunikationswissenschaft aber auch der (Sozial)Psychologie, Literaturwissenschaft etc. zurückgegriffen werden musste. Dies resultiert aus dem Umstand, dass gerade die Fachkommunikationsforschung, welche fachliche Interaktionsmuster behandelt, das Fach einer wissenschaftshistorischen Betrachtung unterziehen muss. Im Kontext der Untersuchung von LSP (*Language/s for Special Purpose/s*) ist die Sprachwissenschaft also stets zur Aneignung von Wissen zu den fokussierten Disziplinen gezwungen. Inwieweit dies jedoch Inter-, Trans- oder Pluridisziplinarität mit sich bringt, soll in der Folge kurz diskutiert werden, denn alle drei Begriffe sind zu Modebegriffen der modernen sprachwissenschaftlichen Forschung avanciert, mitunter jedoch ohne Berechtigung.

Nowotny (1997) weist darauf hin, dass Pluri- bzw. Multidisziplinarität sich darin äußert, dass an ein Thema aus dem Blickwinkel verschiedener Disziplinen heran-

gegangen wird, wobei die Eigenständigkeit der beteiligten Disziplinen unangetastet bleibt. Es geht vielmehr um die Kombination disziplinärer Errungenschaften unter Beibehaltung der Disziplinen- und Theoriegefüge, und im Gegensatz zur Interdisziplinarität besteht auch keine Notwendigkeit zur Schaffung disziplinenübergreifender Paradigmen oder Terminologien. Im Idealfall funktioniert dies bei in mehreren Disziplinen ausgewiesenen Fachleuten oder gut kommunizierenden Forschungsteams. Die Interdisziplinarität verlangt indessen eine integrative Sichtweise der Fragestellungen aus mindestens zwei disziplinspezifischen Blickwinkeln sowie einen disziplinenübergreifenden terminologischen Konsens und zielt somit sowohl auf die Entwicklung neuer theoretischer Ansätze als auch terminologische Gefüge ab. Die Transdisziplinarität geht noch einen Schritt weiter:

Transdisziplinarität entsteht dann, wenn die Forschung quer über die disziplinäre Landschaft auf einer gemeinsamen Axiomatik und auf einer gegenseitigen Durchdringung disziplinärer Erkenntnismethoden beruht. Die Kooperation führt zu einer Bündelung, einem *clustering* von disziplinär unterschiedlich verorteten Problemlösungen, die aus einem Theorien-Pool schöpft. (Nowotny 1997, 188)

Heinz von Foerster, der mehrfach vehement für die Auflösung der Disziplinengrenzen plädierte⁸, konturiert die Aufgabe transdisziplinärer Wissenschaft noch umfassender und grenzt Inter- und Transdisziplinarität wie folgt ab:

Ich sehe Wissenschaft als eine Tätigkeit, die Wissen schafft, und da gibt es natürlich zahlreiche Wege, dieser Tätigkeit zu folgen. Ich sehe es auch als eine österreichische Tradition, spielerisch zwischen und auf diesen Wegen zu tanzen, ob sie Musik, Thermodynamik, Dichtung, Logik, Ballett, Mathematik, oder wie auch immer anders noch genannt werden. Was hier das Geschenk eines kulturellen Milieus war, ist heute eine erstrebenswerte geistige Beweglichkeit. Sie läuft unter dem Namen „Transdisziplinarität“. Einer Disziplin anzugehören verlangt, die Tätigkeit zumindest eines Bereiches zu verstehen; Interdisziplinarität bedeutet das Verständnis zu-

⁸ In einem Interview im Jahre 1994 spricht von Foerster dies sehr deutlich aus: „I would recommend to drop disciplinarity wherever one can. Disciplines are an outgrowth of academia. In academia you appoint somebody and then in order to give him a name he must be a historian, a physicist, a chemist, a biologist, a biophysicist; he has to have a name. Here is a human being: Joe Smith - he suddenly has a label around the neck: biophysicist. Now he has to live up to that label and push away everything that is not biophysics; otherwise people will doubt that he is a biophysicist. If he's talking to somebody about astronomy, they will say ‚I don't know, you are not talking about your area of competence, you're talking about astronomy, and there is the department of astronomy, those are the people over there', and things of that sort. Disciplines are an aftereffect of the institutional situation.“ (Franchi/Güzeldere/Minch 1995, online)

mindest eines zweiten solchen Bereichs; in der Transdisziplinarität jedoch ist der zu verstehende Bereich Verständnis selbst; wir wollen Verstehen verstehen.

Mit diesem Schritt zur Reflexivität, Zirkularität, Selbstbezüglichkeit etc. betritt man den Bereich der Begriffe zweiter Ordnung wie „Bewußtsein“, „Zweck“, „Lernen“, „Sprache“ und den vielen anderen Begriffen, die sich auf sich selbst anwenden lassen. (von Foerster/Carlton 1995)

Um einen Gegenstand umfassend zu durchdringen, bedarf es der angesprochenen geistigen Beweglichkeit, die v. a. durch die Durchdringung der institutionellen Grenzen der Disziplinen möglich wird. Diese Zielrichtung, die von Foerster in seinen eigenen Projekten (allen voran bei den Aktivitäten des *Biological Computer Laboratory*) tatkräftig verfolgt hat, resultiert bei ihm konkret:

- 1) aus einem „tiefen Misstrauen gegenüber den Möglichkeiten und Problemlösungskompetenzen von Einzeldisziplinen“,
- 2) aus dem „Bedürfnis, Einsichten der Kybernetik (...) in die Einzeldisziplinen hineinzutragen, und
- 3) die Möglichkeiten der Einzeldisziplinen zu nutzen, um die Kybernetik selbst weiterzuentwickeln“ (cf. Müller 2000, online).

Alle drei Faktoren klingen auch im sprachwissenschaftlichen Kontext plausibel und wünschenswert, da auch in den Geistes- und Kulturwissenschaften bzw. konkreter den Neuphilologien streckenweise der Schutz der eigenen wissenschaftlichen Domäne - des institutionalisierten wissenschaftlichen Habitats – die Initiativen zur umfassenden Beantwortung aktueller Fragestellungen zu behindern scheint. Sowohl inter- als auch transdisziplinäre Forschungsinitiativen sind nach wie vor selten. Die Forschung muss sich jedoch, und dies heben namhafte Wissenschaftstheoretiker wie etwa Jürgen Mittelstraß immer wieder hervor, angesichts ihrer disziplinär schwer zuordenbaren Fragestellungen verstärkt transdisziplinären Zugängen zuwenden, wenn sie glaubwürdig bleiben will. Die Angst der Disziplinen ist dabei deshalb schon unbegründet, da die Transdisziplinarität die bisherige fachliche oder disziplinäre Ordnung nicht ersetzt, sondern diese forschungsorientiert je nach spezifischem Erkenntnisinteresse erweitert.

Es wäre vermessen, neben der Linguistik in einer weiteren für diese Untersuchung relevanten Disziplin Sattelfestigkeit vorzugeben, weshalb ich für diese Untersuchung den Terminus interdisziplinär auch nicht strapazieren möchte. Nicht zuletzt bringt die enorme Vervielfältigung, Aufsplitterung und Spezialisierung der Disziplinen in der heutigen wissenschaftlichen Welt die Schwierigkeit mit sich, dass wirklich interdisziplinäre Ansätze ausschließlich bei einer sehr fundierten Durchdringung von mehr als einer Disziplin seitens eines/r oder mehrerer kooperieren-

den ForscherInnen realistisch sind. Die Untersuchung greift deshalb methodisch zum überwiegenden Teil auf ein linguistisches Instrumentarium zurück, bemüht jedoch hinsichtlich verschiedener Fragestellungen auch Paradigmen thematisch angrenzender Disziplinen, wie z.B. der Medizingeschichte, (Sozial)Medizin, Kommunikations- oder Kognitionswissenschaft. Insofern strebt die Arbeit nach einem höchstmöglichen Maß an Transdisziplinarität im Sinne von Foersters. Dem Verständnis der untersuchten Textmaterialien wird oberste Priorität eingeräumt. Erkenntnisse anderer Disziplinen kommen integrativ zum Einsatz. Die Untersuchung ist auch deshalb im *mode 2*-Kontext zu verorten, da nicht die Definition innerhalb eines konkreten akademischen Umfeldes - im vorliegenden Fall der Romanistik - vordergründig ist, sondern der Bezugsbereich ‚Textsorten - Sprachwandel - Medienwechsel‘ mit medizinischem Fokus. Hinsichtlich der Sachkenntnis hätte eine medizinische Fachausbildung zweifelsfrei einen großen Vorteil gebracht, gleichzeitig jedoch den möglichen Verlust des ‚Laienauges‘ – so es ein solches tatsächlich als Typus gibt – bei der Rezeption der Texte bedeutet.

Darüber hinaus ist die Untersuchung jenen allgemeinen Grundsätzen verpflichtet, welche disziplinenübergreifend als Maßstab gelten. Sie strebt in Theorie und Empirie nach Konsistenz, Objektivität, Praxisrelevanz und Prognosefähigkeit. Die Konsistenz wird vor allem durch das Design der Textkorpora gewährleistet, die Objektivität durch die Möglichkeit, die Analyseoperationen zu wiederholen. Der Praxisrelevanz ist die Studie deshalb verpflichtet, da sie einen Brückenschlag zur Angewandten Sprachwissenschaft intendiert. Das generierte Grundlagenwissen scheint uns für ein tiefes Verständnis von Text sowie dessen Beurteilung hinsichtlich der kulturellen Bedingtheit und Eingebundenheit in tradierte Diskurswelten grundlegend und ermöglicht auf angewandter Ebene eine sinnvolle Beschäftigung mit Themen wie z. B. Textverständlichkeits-, *Usability*- oder Textproduktionsforschung. Es gilt damit den Weg zur Lösung aktueller Probleme - z. B. im Kontext der Verständlichkeit medizinischer Gebrauchstextsorten – zu ebnen und auf diese Weise eine Rückbindung an die Gesellschaft zu gewährleisten.

2.1.2 Linguistischer Zugang zu Theorie und Methodologie

Geisteswissenschaftliche Fächer müssen heute mehr denn je ihre Anbindungsmöglichkeit an praktische Fragestellungen sowie ihr Problemlösungspotential unter Beweis stellen. An solchen Fragestellungen und Problemen mangelt es der Linguistik keinesfalls. Dennoch ist den sprachwissenschaftlichen Disziplinen in der Vergangenheit ein deutliches Übergewicht zugunsten theoretischer Fragestellungen

zu attestieren. Im Kontext der Textlinguistik zeigt sich allerdings, dass angewandte Fragestellungen von Beginn an einen wichtigen Stellenwert einnehmen und zur Lösung der jeweiligen Probleme ebenfalls eine rasche Annäherung an andere Forschungsrichtungen erfolgt (cf. 2.1.2.1). Beaugrande (1997) konstatiert dabei, dass die Textlinguistik auch die Semantik und die Pragmatik „aus ihrer formalinterpretativen Zwangsjacke“ befreit (Beaugrande 1997, 5f). Die Breitenwirkung der Textlinguistik resultiere, so der Autor, vor allem aus der Bereitstellung neuer „Einschränkungsklassen“, die den Weg zu einer Schließung jener Kluft zwischen Theorie und Praxis ebneten, die durch die vorhergehenden theoretischen Ansätze geöffnet wurde (v.a. durch die generative Linguistik, cf. Beaugrande 1997).

Selbst wenn sich diese Annäherung an die Praxis stellenweise sehr positiv ausgewirkt hat (etwa in der Übersetzungsdidaktik), birgt sie bei voreiligen Schlussfolgerungen auch Problemstoff. In jedem Fall besteht nach wie vor ein Aufholbedarf in der Behandlung angewandter Themen, wobei wir hier bereits vorwegnehmen, dass angewandte Sprachwissenschaft in vielen Fällen unnötig auf sprachdidaktische Belange reduziert wird (cf. die dominanten Inhalte zahlreicher Tagungen der Association Internationale de Linguistique Appliquée (AILA)). Vielmehr scheint uns die Stärke der *Angewandten Linguistik* darin zu bestehen, vor dem Hintergrund bestehender theoretischer Axiome der Linguistik (und anderer Disziplinen) für das Sprachhandeln im Kontext und dessen Interpretation relevante Theorien (*practice-driven-theories*) und Ergebnisse zu generieren. Denn der Schlüssel zur Problemlösung liegt kaum im Verwerfen erprobter Theorien und Methoden, sondern vielmehr in der Integration kanonischer Ansätze in praxisorientierte Theorien.

Im Rahmen einer auf Problemlösung abzielenden angewandten Textlinguistik und der darin zu verortenden Grundlagenforschung sind jedoch einige Aspekte hervorzuheben, die für den Erfolg und die Anwendbarkeit der Forschung von wachsender Bedeutung sind:

- a) Die Bevorzugung funktionalistischer Theorien, da Sprache nicht als unabhängiges Regelsystem, sondern als interaktives System, das Weltwissen und Gesellschaft verbindet, verstanden werden muss (formalistische Ansätze sind kaum imstande dies zu leisten).
- b) Das Forcieren transdisziplinärer Ansätze, da Methoden, Erkenntnisse und Theorien anderer Disziplinen für die Analyse von Text, dessen produktive wie rezep tive Bedingungen wertvolle Ergänzungen darstellen (z. B. seitens der Kognitionswissenschaft, Kommunikationswissenschaft, Geschichte, Semiotik, Pädagogik, Psychologie, Soziologie oder (Sozial)Medizin).

- c) Der Einsatz empirischer Methoden auf der Grundlage großer real kommunizierter Textdatenmengen zur Gewinnung von Erkenntnissen, die intuitive Beobachtungen überprüfbar machen und die Anwendbarkeit in der Praxis sicherstellen.
- d) Die bewusste Anwendung der *Angewandten Sprachwissenschaft* auf Bereiche, die über praxisorientierte Spracherwerbs- und Sprachunterrichtsforschung hinausgehen, insbesondere auf Bereiche der textsortenbasierten Sprachwandelforschung, der fachsprachlichen Textualität sowie sprach(ausbau)politische und psycholinguistische Kontexte.
- e) Eine vermehrte Einbindung des Sprachvergleichs in die textlinguistische Forschung und Theorienbildung, da in einer modernen (zunehmend globalisierten) Welt Sprachen nicht isoliert agieren, sondern sich in einer permanenten Kontakt- und Konfliktsituation befinden.
- f) Die Förderung medienkontingenter und multimodaler Zugänge zu Textprodukten. Dieser Aspekt lässt sich damit begründen, dass ein breites Spektrum sprachlicher Phänomene sich aus der medialen Einbettung, damit auch medialen Wandelerscheinungen und Medienwechseln, erklären lassen, insbesondere wenn die gesellschaftlichen Funktionen des jeweiligen Mediums einbezogen werden. Das Maß an intersemiotischer Überlappung (etwa zwischen piktorialen und verbalen Elementen) lässt sich wiederum zu einem Gutteil aus dem Kommunikationsmedium begründen.
- g) Die Notwendigkeit einer Verbindung zwischen Theorie und Praxis, um eine „echte Dialektik zwischen virtuellem System und aktuellem System“ (Beaugrande 1997, 4) zu verwirklichen.

Die vorliegende Untersuchung versucht diesen Forderungen bestmöglich zu entsprechen, indem sie auf transdisziplinärer Basis anhand von authentischen fachkommunikativen Textkorpora die Vertextungsmuster des vertikalen Wissenstransfers fokussiert, deren Ausgliederung und Entwicklung sachgeschichtlich kontextualisiert nachzeichnet, um sie in der Folge hinsichtlich spezifischer Textcharakteristika diachronisch und synchronisch zu kontrastieren. Die Studie bedient sich dabei der Wissensvorräte und Ansätze verschiedener Disziplinen und greift methodisch auf Einsichten und Methoden mehrerer Subdisziplinen der Linguistik zurück. Diese werden im Rahmen eines integrativen Ansatzes zu einer objektspezifischen Herangehensweise verschmolzen, die in der Folge skizziert wird.

Um die Vergleichbarkeit des Textmaterials zu garantieren, erfolgt die Kompilation des Korpus auf der Grundlage einer diachronischen Analyse des spezifischen fachlichen Kommunikationsbereiches. Diese ermöglicht die Sichtung eines Textsorten-

repertoires, das in der jeweiligen Gesellschaft und Epoche eine vergleichbare Funktion ausübt. Wohlwissend, dass jegliche funktionale Analyse im Zuge der Rekonstruktion der historischen Pragmatik bestenfalls eine Annäherung darstellen kann und bei den gewählten Texten niemals alle funktionalen Aspekte gleichermaßen konvergieren können, sprechen wir weniger von einem *genre corpus* als von einem inhaltlich-funktional determinierten Spezialkorpus, das einen spezifischen fachkommunikativen Interaktionsbereich diachronisch abzubilden versucht (cf. 2.1.2.7 sowie 5).

Innerhalb der Linguistik kann die Studie der Textlinguistik zugeordnet werden und hier aufgrund des thematischen Fokus der Fachsprachenforschung, da ausschließlich Texte der fachexternen Kommunikation der Wissensdomäne der Medizin behandelt werden. Auf der Zeitachse zielen wir auf eine durchgängige diachronische Beobachtung eines konkreten fachkommunikativen Handlungsspielraumes ab, wobei dies angesichts der Fülle an Textmaterial und der multilingualen Ausrichtung eine Beschränkung hinsichtlich der Sprache(n) notwendig macht⁹ (cf. 5). Der generelle Fokus liegt auf den romanischen und germanischen Sprachkulturen, wobei soziokulturelle Faktoren ebenso wie die Quellenlage eine vernetzte Untersuchung der spanischen Sprache nahe legen.

Die Annäherung an die in Frage kommenden Textdaten (bibliografische bzw. ansatzweise bibliometrische Analyse) erfolgt nach qualitativen und quantitativen Gesichtspunkten der Textlinguistik, wobei im Speziellen Aspekte der (historischen) Pragmatik berücksichtigt werden. Insofern leitet sich der Ansatz der vorliegenden Arbeit aus einer Verschneidung verschiedener, vergleichsweise junger linguistischer (Sub)Disziplinen ab, deren Möglichkeiten und Grenzen oftmals noch verschwommen sind und deren Status vielfach zwischen Subdisziplin und Methode schwankt: Der linguistische Kern der vorliegenden Studie beinhaltet Komponenten der Fachtextlinguistik bzw. Fachkommunikationsforschung, der Korpuslinguistik, der (kritischen) Diskursanalyse, der (historischen) Pragmatik, der Textsortenlinguistik und kontrastiven Linguistik – insbesondere der kontrastiven Textologie – sowie der Medien- und Hypertextlinguistik. Er berührt aber auch klassische Felder wie die Lexikologie, Semantik, Lexikographie und Morphosyntax. In allen Bereichen wird auf Schriften unterschiedlicher Philologien, d.h. nicht nur romanistischer Genese, zurückgegriffen, im speziellen auf Erkenntnisse der germanistischen und anglistischen Forschung. Der beschriebene Kern erhält eine disziplinenübergreifende, transdisziplinäre Rahmung, in dem vor allem die Medizingeschichte, die Sozialmedizin, die Medienwissenschaften, die Kultursoziologie und die Sozialpsychologie

⁹ In dieser ersten Ausbaustufe des Korpus steht das Spanische im Mittelpunkt (cf. 5).

relevant sind. Diese Aufzählung ist keinesfalls als exhaustiv zu bewerten, da vor allem hinsichtlich der konturierenden Wissenschaften viele Bereiche ergänzt werden müssen, z. B. die Medizinethik, die Kognitionswissenschaften, die Wissenschaftsgeschichte und die Medizin selbst, aber auch neue Subdisziplinen wie etwa die Gesundheitssoziologie (cf. Hurrelmann 2000). Gleiches gilt auch für die Kunstgeschichte, deren Beschäftigung mit dem Bild bzw. Bildtypen für die Untersuchung von Bedeutung ist (cf. etwa die grundlegenden Überlegungen in Böhm 1994a). Die Literaturwissenschaft spielt insbesondere im Bereich der mittelalterlichen Fachprosaforchung (z. B. die Arbeiten von Gerhard Eis und seiner ‚Schule‘, cf. Eis 1943, 1949, 1960, 1962 etc.) sowie im Kontext der modernen Gattungswissenschaft (cf. z. B. Kuon 1988) eine Rolle, die auf den Objektbereich anwendbare Erkenntnisse hervorgebracht hat. Als Quintessenz kann als Leitsatz der Studie gelten, dass sie so funktional, empirisch und angewandt als möglich und so transdisziplinär und formal als nötig vorgeht.

2.1.2.1 Von der Textlinguistik zur (diachronen) Textsortenlinguistik

Die meisten frühen Linguisten dürften kaum geahnt haben können, wie weit die Beschäftigung mit Texten, die theoretische und praktische Landschaft der Linguistik verändern würde. (Beaugrande 1997, 5)

Heute steht außer Zweifel, dass die Textlinguistik bzw. Textgrammatik, wie sie in den 1960er Jahren noch vielfach genannt wurde, mit ihren heutigen Aufgabenstellungen bei weitem jene Funktionen, die ihr ursprünglich zugeordnet waren, übertrifft. Denn in ihren Anfängen zielt sie ausschließlich darauf ab, jene sprachlichen Phänomene formal zu erläutern, die nicht innerhalb der Satzebene erklärt werden können (cf. Beaugrande 1997, 4). Die frühe Textlinguistik ist formalen Grundsätzen stark verpflichtet und beschränkt sich deshalb nicht von ungefähr auf theoretische Ansätze, ohne diese an repräsentativen Textdaten auszutesten. Hier muss jedoch hinzugefügt werden, dass bereits in den 1950er Jahren, also noch bevor explizit von einer *Textlinguistik* gesprochen wird, Themenbereiche, die heute als genuin textlinguistisch betrachtet werden, nicht vollständig ausgeblendet sind.

Texte gelten schon damals als linguistischer Untersuchungsgegenstand (cf. z. B. Harris 1952a, 1952b). Programmatisch untermauert wird jedoch die linguistische Beschäftigung mit Texten als komplexe Gesamtstrukturen erst mehr als 15 Jahre später, wobei hier vor allem die Schriften des sprachphilosophisch bewanderten Peter Hartmann (z. B. 1968) aber auch jene Isenbergs (1968a, 1968b, 1978, 1983),

Harwegs (1968) oder Weinrichs (1972) hervorzuheben sind. Das Interesse seitens der romanischen Philologie bleibt allerdings vorerst gering.

Es ist symptomatisch für diese frühe Textlinguistik, dass Bellert (1978)¹⁰ in ihrem Beitrag „Topics concerning Research on Text Linguistics“, in dem es um Folge-
rungsbeziehungen geht, davon ausgeht, dass die Textlinguistik sich vorrangig um
folgende Dinge zu kümmern habe:

- a) formal theory generating all and only coherent texts of a given language
(restricted to a type of discourse), or
- b) elaboration of formal methods for analysing coherent texts. (Bellert 1978, 226)

Die im Anschluss an die zitierten Prämissen explizierten Vorschläge lassen deutlich
durchscheinen, dass der Text kaum als funktionales Ganzes, sondern vor allem als
Konstrukt aus miteinander in Beziehung stehender Sätze wahrgenommen wird.
Selbst die Hinweise auf die Inferenzziehung bzw. das dem/r SenderIn und dem/r
EmpfängerIn gemeinsame Weltwissen, das zum Textverstehen notwendig ist, wird
auf der Ebene eines „implicit set of sentences“ (Bellert 1978, 227) verortet. Die
Textlinguistik wird vor allem als parallele Aktivität zu der auf der Satzebene
agierenden Grammatikforschung betrachtet. Sie soll wertvolle Aufschlüsse für die
Grammatikforschung bringen (insbesondere in Bezug auf semantische Relationen
in der generativen Semantik und Syntax), wird jedoch kaum als unabhängige
Wissenschaft mit eigenem Erkenntnisinteresse wahrgenommen. Die Satzlinguistik
schwingt in allen Annäherungen an Texte in dieser Zeit noch stark mit, wenngleich
wir beobachten, dass in den 70er Jahren die Satzlinguistik sich vor allem auf der
grammatisch-stilistischen Ebene die Ergebnisse der Textlinguistik zunutze macht
und gewissermaßen eine Annäherung nachvollziehbar ist. Eine Rivalität ist nicht
nachweisbar. Nicht zuletzt aufgrund dieses Umstandes scheinen uns Text- und
Satzlinguistik nicht dichotomisch angelegt. Es geht vielmehr darum, dass beide
Ansätze versuchen, auf der Basis divergenter Strukturen sprachliche Handlungs-
muster zu erklären.

Die Existenz und nachfolgende Blüte der Textlinguistik resultiert zweifelsohne aus
der Tatsache, dass sie fähig ist Lösungen für Probleme bereitzustellen, die die
Satzlinguistik nicht bereitstellen kann (cf. u. a. Beaugrande 1997, 1). Darüber hinaus
darf nicht vergessen werden, dass bereits in den frühen Stadien der Textlinguistik
alsbald neben der grammatisch-stilistischen Ebene auch zunehmend kommunikati-
ve und funktionale Aspekte von Text, aber auch jene Faktoren, die heute als

¹⁰ Wir nennen diesen Beitrag stellvertretend für zahlreiche andere Publikationen in der gleichen
Zeit, die ähnlich formal und damit nach wie vor satzbezogen argumentieren.

textpragmatisch subsumiert werden, das Interesse der Forschung erregen. Nach der pragmatischen Wende in der Linguistik stehen sich die beiden Ebenen vorerst gegenüber, vernetzen sich jedoch in der Weiterentwicklung der Textlinguistik zunehmend. Nicht zuletzt ist es die Differenzierung von Textsorten und deren Typologisierung, die einen funktionalen Zugang notwendig macht, im Gegenzug auf der mikrostrukturellen Ebene jedoch kaum auf Herangehensweisen verzichtet, die sich historisch aus der Satzlinguistik entwickelten. In der Einleitung zur zweiten Auflage des Tagungsbandes des Konstanzer Textlinguistik Kolloquiums von 1972 referiert Rüttenauer (1978) diese Sichtweise und schließt mit der retrospektiv gesehen sehr förderlichen Anregung, zwischen *Texttyp* und *Textsorte* zu unterscheiden; eine Unterscheidung, die aus der modernen Textlinguistik nicht mehr wegzudenken ist (cf. 3.1).

Die Textlinguistik lässt sich in der Folge nicht auf einen rein formalisierenden Fokus reduzieren, bricht immer mehr in funktionalistische Domänen aus und versucht unter Hinzuziehung der Pragmatik konkrete Vertextungen und Textualität an sich als komplexe Produkte mit spezifischer Funktion, Senderintention und Empfängerpragmatik in spezifischen sozialen und kognitiven Einbettungen zu betrachten. Die daraus entstehenden neuen Ansätze führen sie hin zu einer umfassenden Integration einer formal entgrenzten linguistischen Pragmatik sowie darüber hinaus zu einer deutlichen Öffnung gegenüber den Erkenntnissen anderer Disziplinen (etwa der Systemtheorie, der kognitiven Psychologie oder der künstlichen Intelligenz, cf. Beaugrande 1997, 6). Im deutschsprachigen Raum entsteht ab den 1970er Jahren immer mehr textlinguistische Forschungsliteratur, die das Konzept der Textsorte als zentrale Klassifikationskategorie des textuellen Alltagskosmos bemüht. Neben Gülich/Raible (1972, 1977) sind beispielsweise Sittas „Kritische Überlegungen zur Textsortenlehre“ (1973) oder Werlichs „Typologie der Texte“ (1975) zu nennen. Fest steht jedoch, dass die deutschsprachige Textlinguistik das Konzept kommunikativer Handlungsmuster bereits sehr früh theoretisch ausformt und für die Textanalyse urbar macht, während im anglophonen Kontext erst in den späten 1980er und beginnenden 1990er Jahren – meist unter Rückgriff auf die Schriften Michael Bakhtins¹¹ – genrespezifische Klassifizierungs- und Analysemodelle in Mode kommen (z. B. Swales 1990). Hinsichtlich der in germanophonen linguistischen Textsortentheorie lassen sich wiederum zwei Hauptforschungsrichtungen unterscheiden (cf. Brinker 1992), die wir bisher undifferenziert nebeneinander gestellt haben: 1) den sprachsystematisch geprägten

¹¹ Das Genrekonzepth Bakhtins wird vor allem durch die Neueditionen seiner Schriften in englischer Sprache einflussreich, z. B. durch die 1986 in Austin/Texas gedruckte Übersetzung „Speech genres and other late essays“.

Ansatz, der eine Abgrenzung von Textsorten auf der Grundlage von Strukturmerkmalen (Textgrammatik) versucht (z. B. Harweg 1968 oder Weinrich 1972) und 2) einen kommunikationsorientierten Forschungsansatz, der auf eine Abgrenzung von Textsorten hinsichtlich ihrer situativen und kommunikativ-funktionalen Charakteristika abzielt (z. B. Gülich/Raible 1972 oder Sandig 1978).

Zu Beginn der 80er Jahre erscheint ein Werk, das versucht, der Integration verschiedener Strömungen der frühen Textlinguistik Rechnung zu tragen und einen anwendbaren Kriterienkatalog der Textualität vorzuschlagen: die „Einführung in die Textlinguistik“ von Robert A. Beaugrande und Wolfgang U. Dressler (1981)¹². Die darin explizierten Textualitätskriterien – im Zentrum stehen die sieben konstitutiven Kriterien der Kohäsion, Kohärenz, Intentionalität, Akzeptabilität, Informativität, Situationalität und Intertextualität – manifestieren sich bis heute als wichtige Grundlage textlinguistischer Studien¹³. Der Ansatz von Beaugrande/Dressler (1981) stellt einen Brückenschlag zwischen textinternen Komponenten (grammatisch-stilistische sprachliche Elemente der Kohäsion und Kohärenz, die der Satzlinguistik Seitenblicke auf die Textebene nahelegen) und textexternen Komponenten, die vor allem in den funktional-kommunikativen Ansätzen ins Zentrum des Interesses rücken. Die Autoren fügen als regulative Kriterien jene der Effizienz, Effektivität und Angemessenheit hinzu, die wiederum auf die funktionale Ebene Bezug nehmen.

Textorteninguistisch zeichnet sich ab den 1980er Jahren eine Kumulation verschiedenster Klassifikationsvorschläge, zumeist nach funktionalen Kriterien, ab (u.a. Brinker 1983, Rolf 1993). Die Differenzierungskriterien unterscheiden sich meist nicht grundlegend und orientieren sich in einem hohen Maß an den in der Jakobson'schen Weiterentwicklung des Bühlerschen Organonmodelles extrapolierten Sprachfunktionen (referentiell, konativ, emotiv, phatisch, metakommunikativ und poetisch, cf. Jakobson 1960). Exemplarisch sei hier die Unterscheidung von referentiell typisierten Informationstexten (Sachbücher, Rezensionen), konativ geprägten Appelltexten (technische Gebrauchsanweisungen, Werbeanzeige etc.), phatisch dominierten Kontakttexten (Kondolenzschreiben, Ansichtskarten), von Obligationstexten wie z. B. Verträgen oder Garantiescheinen und Deklarationstexten, wie z. B. Ernennungsurkunden, angeführt. Eine konsistente, alle vorhandenen kommunikativen Handlungsmuster einer Sprachkultur umfassende Textty-

¹² Ein Umstand, der für die starke Diffusion des propagierten Ansatzes spricht, ist die Tatsache, dass das Werk in neun Sprachen übersetzt wurde (Englisch, Deutsch, Japanisch, Italienisch, Arabisch, Koreanisch, Slowenisch, Bulgarisch und Spanisch, cf. Beaugrande 1997, 6).

¹³ Nicht zuletzt, da sie sich für die Analyse elektronischer bzw. virtueller Textualität adaptieren lassen (cf. Eckkrammer/Eder 2000).

pologie bleibt jedoch nach wie vor Utopie, nicht zuletzt da sich der Textkosmos in einem stetigen Wandel befindet (cf. 3.1.2) und ein beträchtlicher Teil der Texte Mischformen der jeweiligen Kategorien repräsentiert. Mitunter entstehen im Zuge sozialer und medialer Veränderungen auch neue Kommunikationsformen und kommunikative Handlungsmuster, die sich einer präzisen Klassifikation entziehen. Eine allgemeingültige Textsortentypologie bleibt damit ein Desiderat und erscheint aus heutiger Sichtweise (insbesondere unter Berücksichtigung der Auswirkungen des aktuellen Medienwechsels, cf. 3.3) auch kaum für kulturraumspezifisch determinierbar. Dies ist jedoch nicht dahingehend zu interpretieren, dass eine typologische Verortung von Textsortenrepertoires entbehrlich ist, sondern vielmehr, dass eine solche Typologisierung vor allem für spezifische Gegenstandsbereiche – z. B. Fächer und deren interne wie externe kommunikativen Handlungsmuster – leistungsfähig ist, da eine präzise Differenzierung der Textsorten in solchen Bereichen aus sprachpraktischer Perspektive notwendig erscheint (z. B. zu Zwecken der fachsprachlichen Didaktik oder Translation).

Die Leistungsfähigkeit einer modernen Textsortenlinguistik ist sowohl theoretisch als auch auf angewandter Ebene an ihrer Eignung zu messen, aus der Analyse von realen Textdaten (sprachdidaktisch) relevante Differenzierungskriterien von Textsorten zu generieren und deren Vertextungskonventionen auch kritisch hinsichtlich der (fachkommunikativen) Ausformung (Stil, Multimodalität etc.) unter die Lupe zu nehmen, um aktiv effizientes kommunikatives Handeln zu fördern. Gerade die Defizite im fachsprachlichen Kontext, die den Ruf nach einer Effektivierung von Wissenstransferleistungen nicht verstummen lassen, rechtfertigen eine solche Maßnahme, so scheint uns, in besonderen Maßen. Auf intrasprachlicher Ebene wird eine zeitgemäße Textsortenlinguistik die Differenzierung und Beschreibung von Textsorten jedoch vor allem vor dem Hintergrund intermedialer und intergenerischer Prozesse bewerkstelligen müssen, wodurch der Sprachvergleich über jene Vergleichsmodi hinausgehen kann, in denen er sich bisher bewegte. Dabei gehen wir von einem linguistisch eindeutig konturierten Textsortenbegriff aus (cf. 3.1.1), der jedoch bis heute und selbst innerhalb der mittlerweile als internationale Forschungsrichtung mit mehreren Strömungen etablierten Textsortenlinguistik nicht selbstredend ist (cf. Brinker 1993, Heinemann 2000, Gansel 2011). Der Umstand, dass weder hinsichtlich der Begrifflichkeit, noch in Bezug auf die Differenzierungs- und Analysemethodik disziplinärer Konsens besteht (Heinemann 2000, 10), könnte jedoch im Lichte der Medienwechselproblematik einer Neubewertung unterzogen werden. Versuchen wir die Relationsgefüge von Textsorten nicht global zu erfassen, sondern nehmen den Weg von unten nach oben, von den konkreten

Kommunikaten, ihren textuellen Überschneidungen und Unterschieden innerhalb eines kommunikativen Handlungsbereiches, so lassen sich die Beziehungen zumindest punktuell beleuchten und ermöglichen Rückschlüsse auf andere Handlungsbereiche. Das Konsenspotential der Textsortenlinguistik reicht dazu zweifellos aus. Wenn wir darauf achten, dass es dieser linguistischen Subdisziplin in mehrheitlich um konkrete Problemlösungen geht, so ist – ebenso wie in der (textuellen) Fachsprachenforschung – die Frage nach der Rechtfertigung sowie nach einer umfassenden gemeinsamen theoretisch-methodischen Basis obsolet. Stellen wir vielmehr in den Vordergrund, dass die Kriterien, nach denen kommunikative Handlungsmuster kategorisiert werden, integrierbar sind und dies in einer Art und Weise, die eine Verbindung soziopragmatischer und sprachlich-semiotischer Komponenten erlaubt.

Heinemann (2000, 12f) isoliert diesbezüglich die vier Säulen: grammatisch, semantisch-inhaltlich, situativ oder funktional, die ihm handlungstheoretisch kompatibel erscheinen. Die aus den vier Grundkonzepten abgeleiteten Basisebenen sollte jede Beschreibung von Textsorten berücksichtigen, so sein Credo. Ein so geartetes mehrdimensionales Modell¹⁴, das Heinemann (2000, 15) als Mehrebenen-Modell bezeichnet, wird in der vorliegenden Untersuchung forciert, so dass stufenweise kommunikativ-funktionale, situativ-pragmatische, semantisch-inhaltliche und sprachstrukturell-grammatische Faktoren einbezogen werden. Wir schlagen jedoch, nicht zuletzt aufgrund des intermedialen Ansatzes, die Einbeziehung einer zusätzlichen Basisebene vor, der Heinemann (2000, 16) lediglich fakultativen Status zugesteht: der äußeren Gestalt der Textkonstitution bzw. semiotisch-medialen Faktoren. Dies scheint uns nicht nur für das vorliegende Forschungsinteresse – das Ausleuchten einer spezifischen fachexternen Handlungspraxis – unabdingbar, sondern gleichfalls für eine adäquate Beschreibung zeitgenössischer Textsorten, d.h. auch Hypertextsorten. Ein semiotisch erweiterter mehrdimensionaler Zugang repräsentiert jedoch nicht zuletzt angesichts des epochen-, medien- und sprachvergleichenden Analysemodus die einzige Option. Es liegt jedoch an der Komplexität von Text als Untersuchungsobjekt, dass, wenngleich allen Faktoren ein ähnlicher Wert beigemessen wird, zwangsweise eine Beschränkung auf einige Facetten der Textkonstitution erfolgen muss, insbesondere wenn nicht wenige Einzeltexte im Zentrum des Interesses stehen, sondern anhand von (mehrsprachigen) Korpora empirisch haltbare Aussagen getroffen werden sollen.

¹⁴ Ein solcher integrativer und multidimensionaler Ansatz hat zahlreiche prominente Vorläufer. Zu nennen sind hier etwa die Arbeit zur Textklassifikation anhand von Briefsorten von Ermert (1979), das von Dimter (1981) vorgeschlagene Klassifikationsmodell sowie die Untersuchungen von Gläser (1990) zu englischen Fachtextsorten.

Aschenberg (2002) differenziert in ihrer theoretischen Annäherung vier grundlegende Felder, die sich aus dem Zusammenspiel der zeitlichen Achse (diachron oder synchron) sowie der Kontrastivität ergeben (cf. Abb. 1).

	synchron	diachron
bezogen auf eine einzelne Sprache/Kultur = nicht-kontrastiv, nicht-komparatistisch	A	B
bezogen auf mehrere Sprachen/Kulturen = kontrastiv, komparatistisch	C	D

Abb. 1: Optionsmöglichkeiten innerhalb der historischen Textsortenlinguistik (nach Aschenberg 2002, 164)

Hinzu können sich weitere Untersuchungselemente gesellen, die jeweils unterschiedliche thematische und methodische Schwerpunktsetzungen implizieren (Aschenberg 2002, 164f):

- 1) Die Auffassung von Textsorten und Diskurstraditionen (für eine Abgrenzung cf. 3.1.1) als Bindeglieder zwischen interner und externer Sprachgeschichte (cf. 2.1.2.4 sowie 3.2.2),
- 2) die Einbindung der Sozialgeschichte und Pragmatik in dieses Szenario (cf. 2.1.2.4),
- 3) die Untersuchung der Rolle der Übersetzungstätigkeit auf die Ausprägung von Textsorten (cf. 4.3.5).

Jene Option, die wir in der vorliegenden Studie verfolgen, entspricht Feld D und impliziert eine diachrone, kontrastive Analyse von Textsorten verschiedener Sprachen bzw. Kulturen, wohlwissend, dass dieser Anspruch bestimmte Abstriche notwendig macht (cf. 2.2). Hinsichtlich der zusätzlichen Schwerpunkte werden vorrangig die o.g. Elemente 2) und 3) fokussiert, um dem Anspruch gerecht zu werden, Textsortenrepertoires eines (fachlichen) Gegenstandsbereich in ihrer historischen und sozialen Wirkungsbreite unter Beachtung der wechselseitigen Funktionsverschiebungen (und deren Resultate auf der Textebene) und einzelsprachlichen Diskurstraditionen zu verstehen. Dies entspricht auch jenem Desiderat, das Aschenberg (2002, 167) zu Recht an das Ende ihrer Betrachtungen

stellt, wenn sie auf die Anwendbarkeit des Luckmannschen Konzeptes der kommunikativen Haushalte und deren Kommunikationsfelder (cf. 3.1) verweist, die eine inhaltliche Abgrenzung erlauben und auf diese Weise auch den Blick auf die wechselseitige Beeinflussung von Textsorten freilegen.

Wenden wir uns der aktuellen Forschungslage einer sich etablierenden historischen Textsortenlinguistik zu, so zeichnen sich einige Tendenzen ab, die hier nicht unerwähnt bleiben sollen:

An erster Stelle setzt sich, mitunter motiviert durch wiederholt formulierte Desiderata etwa in der Fachsprachenforschung (cf. 2.1.2.2), mehr und mehr die Annahme durch, dass sich Textsorten nur aus ihrer Entstehungsgeschichte vollends begreifen und beschreiben lassen. Die Diachronie wird dementsprechend als Schlüssel zu umfassenden synchronischen Analysen anempfohlen. Konkrete Initiativen bleiben jedoch v.a. im kontrastiven Bereich (Feld B und D, Abb. 1) abseits von stark standardisierten Textsorten wie z. B. Kochrezepten (cf. Hödl 1999) mit langer Tradition nicht zuletzt aufgrund des immensen Arbeitsaufwandes aus. Diachronische Korpora mit verlässlicher *Genre*-Klassifikation, die als Grundlage solcher Analysen herangezogen werden könnten, sind überdies selten (z. B. das „Middle English Medical Texts“ (MEMT) oder das allgemeinere Helsinki-Korpus für das Englische, cf. 2.1.2.7). Die wenigen Ausnahmen sind vorrangig, aber nicht ausschließlich in der Fachsprachenforschung angesiedelt und fokussieren zumeist wissenschaftliche Textsorten in einem konkreten Zeitausschnitt, z. B. in Untersuchungen von Ylönen/Neuendorff/Effe 1989, Ylönen 1993b, Gläser 1992a, Wilhelm 1996 sowie auch einige Arbeiten aus dem Salzburger Projekt (Eckkrammer/Hödl/Pöckl 1999).

An zweiter Stelle ist ein deutlich wachsendes theoretisches Interesse an Fragestellungen zum Textsortenwandel zu konstatieren (Feld B, Abb. 1 bzw. cf. Gaberell 2000 für die Germanistik). Die Problemstellen sind vielschichtig und umfassen u. a. die zeitliche Periodisierung, die Überlieferungslage, die Alterität historischer Textwelten und die daraus resultierenden Klassifikationsprobleme (z. B. die heute schwer nachvollziehbare Multifunktionalität der Texte), die Mehrdimensionalität der Textsortengeschichte sowie die grundsätzliche Frage, ob nun SprachhistorikerInnen oder TextlinguistInnen für den Objektbereich zuständig sind (cf. Gaberell 2000). Die letzte Frage lässt sich dahingehend beantworten, dass sich eine Zusammenarbeit der beiden Subdisziplinen empfiehlt, da sowohl Expertise hinsichtlich historischer Sprachstände und deren Wandel notwendig ist als auch ein textzentriertes theoretisch-methodisches Instrumentarium, um eine mehrdimensionale Kategorisierung, Beschreibung und Verortung der Textsorten in ihrem sprachge-

schichtlichen Kontext zu gewährleisten (Brückenschlag zwischen interner und externer Sprachgeschichte).

Deutlich wird, und dies ist unser dritter Punkt, dass Phasen medialer Wechsel von besonderem Interesse für die historische Textsortenlinguistik sind, da die medialen Umbrüche in der sozialen Lebenswelt gewissermaßen katalysatorisch auf die Wandelprozesse einwirken bzw. vice versa (cf. 3.3). Von einer vermehrten Ausdehnung textsortenlinguistischer Fragestellungen auf die diachronische Achse, wie wir sie hier ob aller daraus resultierender Probleme vorschlagen, sind in jedem Fall wertvolle Impulse zu erwarten, die zweifellos auch neue Einsichten in die Verständlichkeitsthematik fachlicher Texte versprechen (cf. 7).

2.1.2.2 Plädoyer für eine textuelle Fachsprachenforschung

Wenngleich fachliche Schriften bereits im Mittelalter schöngestige bei weitem übertreffen (cf. Eis 1962 oder für die translatorische Seite Vermeer 1992), werden fachliche Texte vorerst vor allem von einzelnen Fachrichtungen und nicht seitens der Linguistik oder Übersetzungswissenschaft als Forschungsobjekte entdeckt. Als die philologischen Disziplinen fachliche Texte für sich entdecken, stehen vor allem fachliche Termini, deren Entstehung und Bedeutung im Mittelpunkt, während fachkommunikative Handlungsmuster, deren Stilistik, Stabilität und Dynamik auf der Textebene lange keinen wichtigen Forschungsgegenstand repräsentieren. Im Gegensatz zu anderen Forschungsdisziplinen sucht man in der Fachsprachenforschung überdies vergeblich eine Verknüpfung mit einzelnen Namen. Müsste man dennoch die Urväter dieser linguistischen Subdisziplin benennen, so würden, wie Hoffmann/Kalverkämper (1998, 357) hervorheben, am ehesten Namen wie Eduard Beneš, Lubomir Drozd, Max Gorosch oder Eugen Wüster fallen. Die Subdisziplin kann am besten als unmittelbare Antwort auf praktische Bedürfnisse interpretiert werden, die zu einem großen Teil in der Sprach- und Übersetzungsdidaktik zu verorten sind und weist in diesem Sinne vielfach eine institutionelle Verankerung an Hochschulen für Wirtschaft oder Translation auf.

Thematisch stehen die systematische Erfassung des fachsprachlichen Lexikons sowie die Terminologearbeit lange im Vordergrund. Methodisch ist die Fachsprachen-Linguistik, die sich erst in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts als eigenständiger Forschungsbereich etabliert, von Beginn an zu einem großen Teil der Empirie verpflichtet. Die Fachsprachen-Linguistik der ersten Dekade bleibt der Fachlexikografie und Terminologieforschung treu. Erst durch die Anwendung von Verfahren der kommunikativ-funktionalen Sprachbetrachtung, tritt auch die

Textebene nach und nach auf den Plan (cf. Hoffmann/Kalverkämper 1998, 357f). Eine tatsächliche Fokussierung der Fachsprache über der Satzebene konturiert sich vor allem vor dem Hintergrund der Textwissenschaften in der folgenden Dekade, in der die Fachtextlinguistik (cf. z. B. Hoffmann 1985) oder textuelle Fachsprachenforschung immer konkretere Formen annimmt.

Die zentralen Tendenzen der Fachsprachenforschung vor dem Wendepunkt zur textuellen Fachsprachenforschung bzw. Fachkommunikationsforschung, die wir bisher grob als Fachlexikologie und -lexikografie und Terminologieforschung subsumiert haben, nimmt aus mehreren Gründen eine dominante Position ein. Die Lexemebene dominiert (wie auch in anderen linguistischen Kontexten) vor allem 1) aufgrund des überschaubaren Umfangs des Untersuchungsgegenstandes (Lexeme lassen sich quantifizieren), 2) aufgrund ihrer strukturellen Erfassbarkeit (die Morphologie liefert hier ein elaboriertes Instrumentarium), 3) aufgrund der guten Beschreibbarkeit der Herkunft und Genese (etymologische Forschungen erlauben einen vergleichsweise präzisen Zugang), 4) aufgrund der Konkretisierbarkeit der semantischen Ebene, 5) der Eindeutigkeit in der Aussprache und 6) der Möglichkeit einer funktionalen Eingrenzung. Insofern darf eine Konzentration auf das fachsprachliche Lexikon nicht verwundern. Verwunderlich sind jedoch jene Argumente, die in der Subdisziplin zur Verteidigung des lexikalischen Fokus lange Zeit (teilweise noch heute) verwendet werden. Die Argumentation, dass die Fachlichkeit von Sprache vor allem durch die fachsprachlichen Termini (*termini technici*) zustande kommt und deshalb das vorrangige Interesse der Fachsprachen-Linguistik die Beschreibung, Normierung und Erfassung des Fachlexikons sein muss, geht davon aus, dass die Grenzlinie zwischen Fach- und Gemeinsprache auf lexikalischer Ebene zu ziehen ist und in wesentlich geringeren Maßen im Bereich von morphosyntaktischen oder textuellen Phänomenen. Ein kurzer Blick auf einen juristischen Fachtext (aus dem Mittelalter, der Neuzeit oder Moderne) zeigt jedoch mehr als deutlich, dass das einfache Ersetzen fachsprachlicher Begriffe durch gemeinsprachliche aus dem fachlichen Text noch lange keinen gemeinsprachlichen macht. Dennoch wird die Textebene fachsprachlicher Kommunikate erst seit dem Erstarben der Textlinguistik in den 1970er Jahren sowie einer sich immer stärker manifestierenden kritischen Fachtextstilistik, die etwa auch die Richtung des *Technical Writing* hervorbringt (cf. z. B. Göpferich 1997), als analysierenswerte komplexe Größe mehr und mehr wahrgenommen. Dazu Knobloch (1998):

Daß auch die Fachsprachenforschung textlinguistisch werden will, ist nicht verwunderlich. Es handelt sich um einen wissenschaftssoziologisch vorhersehbaren *trickle-*

down-Effekt. Die Trends und Moden der einen Linguistik kommen mit zeitlicher Verzögerung in der angewandten zum Zuge. (Knobloch 1998, 445)

Die Gründe für die meisten Initiativen sind wiederum sprachpraktischer und -didaktischer Natur, da die Angewandtheit der Fachsprachenforschung wiederum im Vordergrund steht. Ein besonders wichtiger Impuls, die Theorien und Methoden der Textlinguistik für die Fachsprachenforschung zu nutzen, geht von der praxisorientierten Übersetzungswissenschaft aus. Dies verwundert deshalb wenig, da in fachsprachlichen Kontexten vor allem ÜbersetzerInnen bzw. fachsprachlich interessierte TranslatologInnen am Text als Gesamtkonstrukt interessiert sind und damit mit einer hauptsächlich am einzelnen Terminus oder Strukturelement interessierten Fachsprachenforschung weniger anzufangen wissen¹⁵. 1987 findet in Hildesheim ein übersetzungswissenschaftliches AILA-Symposium statt, dessen Beiträge unter dem Titel „Textlinguistik und Fachsprache“ im Jahr darauf erscheinen (Arntz 1988). Seit den 80er Jahren wird zudem intensiv versucht, Fachsprache aus lexem- und auch satzübergreifender Perspektive zu analysieren. Denn, parallel zu den in Kapitel 2.1.2.1 diskutierten Argumenten, lassen sich auch in der Fachsprachenforschung viele Phänomene erst nach dem Durchbrechen der Satzgrenze erforschen. Überdies empfiehlt es sich - in Anbetracht der Erkenntnisse der Textlinguistik und Texttypologie - auch die Textgrenze zu überwinden und fachsprachliche Texte und deren textuelle Handlungsmuster als integralen Bestandteil eines Textkosmos bzw. Textsortenrepertoires einer Sprachkultur und eines Fachs, das wiederum nicht *per se* sondern eingebunden in den Kanon angrenzender Fächer und deren Textsorten (z. B. als Produkte intergenerischer Translationsprozesse) besteht, zu erfassen.

Gehen wir nun von den fachkommunikativen Textprodukten – d.h. der sprachlichen Realität der Fächer als Verbund komplexer Äußerungen mit Spezifika in Makro- und Mikrostruktur – aus, so lässt sich Fachsprache zweifellos wirklichkeitsnah erfassen und beschreiben. Die Untersuchung des Lexikons (der fachlichen Terminologie und Terminografie) fällt damit nicht weg, sondern reiht sich als wichtige Komponente in die Beschreibung ein. Der Text und damit aus klassifikatorischer Perspektive die Textsorte als zentrale Einheit und Basis der Beschreibung garantieren letztendlich auch, dass die Deskription fachsprachlicher Syntax beispielsweise nicht Gefahr läuft, abgekoppelt vom Text und seinem Fach Generalisierungen in Bezug auf Fachsprache an sich hervorzubringen. Denn nicht zuletzt bedingt die Mehrschichtigkeit von Fachsprache (denken wir nur an die Dreiteilung

¹⁵ Dies bedeutet jedoch nicht, dass ÜbersetzerInnen nicht auf die Produkte terminologischer und fachlexikografischer Arbeit ganz besonders angewiesen sind.

von Ischreyt 1965) auch für den Komplex *Fachsprache* sprachliche Divergenzen, die in einer von der Textebene abgekoppelten ebenen-unspezifischen Betrachtungsweise kaum haltbare Ergebnisse hervorbringen kann (dies zeigt sich bereits anhand rein quantitativer Textsortenanalysen, cf. Grzybek 2002). Die Syntax eines bakteriologischen Fachartikels in „The Lancet“ wird sich zweifellos grundlegend von jener eines Manuals für Krankenpfleger oder einer Informationsbroschüre über Infektionskrankheiten für den Laien unterscheiden, dennoch sind alle Texte der Fachsprache der Medizin zuzuordnen.

Aus diesen Beobachtungen lässt sich ableiten, dass die Untersuchung von Fachsprache den Ausgangspunkt Text als reales Produkt der Parole mit einer spezifischen Funktion innerhalb eines Faches unbedingt braucht, da die Fachkommunikation ebenso wenig wie Kommunikation im Allgemeinen über Phoneme, Lexeme, Morpheme oder Sätze, sondern ausschließlich über diese sprachlichen Elemente im Text verläuft. Ein einzelnes Wort, das etwa der Chirurg gegenüber einer Schwester während einer Operation äußert, ist Text. Denn die pragmatische Einbettung der Äußerung erlaubt dem Einzelwort mitunter die Entfaltung einer spezifischen Funktion, die das kommunikative Vorkommnis zum Text macht, d.h. ihm zu allen Kriterien der Textualität (cf. Beaugrande/Dressler 1981) verhilft. Sagt der Chirurg etwa während einer Operation „Skalpell“ so erlaubt der kommunikative Kontext der Schwester eine eindeutige Inferenzleistung. Die elliptische Äußerung mit konativer Funktion ist akzeptabel und angemessen (verstößt angesichts der situativen Einbettung auch nicht gegen Konventionen der Höflichkeit) und weist ein hohes Maß an Intentionalität, Informativität, Situationalität und Intertextualität auf. Keine OP-Schwester würde vom operierenden Chirurgen eine Äußerung wie z. B. „Schwester X reichen Sie mir bitte so schnell als möglich das Skalpell“ erwarten.

Als logische Konsequenz evoluiert aus der Fachtextlinguistik in der Folge die Fachtextpragmatik, die kontextuelle Aspekte fachlicher Textualität in den Vordergrund stellt, z. B. das soziokulturelle Umfeld oder die situative Einbettung des Textes etc. Fachsprachenforschung mutiert somit zunehmend zu einer Disziplin, die Fachkommunikation zu ergründen versucht, da eine Segregation von Fachsprache als verbalem Mittel, fachlichen Visualisierungstechniken und Fachtext als konkreter Manifestation derselben Elemente in spezifischen Situationen dem Erkenntnisinteresse kaum zuträglich scheint.

Die vorliegende Untersuchung ist vorrangig dem Ansatz der textuellen Fachsprachen-Forschung, der Fachtextlinguistik verpflichtet, da der Text als komplexes semiotisches und funktionales Gesamtkonstrukt in den Mittelpunkt gestellt wird.

Eine solche textuelle Orientierung der Fachsprachenforschung, die vor allem methodisch eine Neuorientierung voraussetzte, wurde vor allem seit dem Anfang der 1980er Jahre zunehmend gefordert (cf. Kalverkämper 1983b) und trägt mit dazu bei, fachkommunikative Produkte als komplexe Einheiten zu betrachten, die in spezifischen disziplinären, beruflichen und institutionellen Kontexten soziale Wirkung entfalten und maßgeblich für die Entstehung und den Erhalt von (fachlichen) Identitäten und Ideologien beitragen. Fachliche Kommunikate stehen in einem dementsprechend engen Zusammenhang mit der Methodik, den Normen und Werten eines Faches (cf. auch Berkenkotter/Huckin 1994), so dass die spezifische Intention fachinterner Texte etwa nur von Mitgliedern der Gruppe vollständig erschlossen werden kann.

Versuchen wir folglich, kommunikative Handlungsmuster fachlicher Genese zu ergründen – und dies gilt für fachinterne *Genres* in gleichen Maßen wie für fachexterne – so ist der gesamte disziplinäre Apparat, der für die Entstehung, Weiterentwicklung und Perpetuierung der Vertextungskonventionen verantwortlich zeichnet, mit in die Analyse einzubeziehen (cf. 4.2). Eine pragmatisch und kognitiv orientierte Fachkommunikationsforschung kann überdies nur textbasiert sein, wobei sich die daraus für die moderne Fachsprachenforschung resultierenden Lücken ebenso gut als Herausforderungen interpretieren lassen (cf. im Detail dazu Hoffmann/Kalverkämper 1998, 359). Die hier vorgelegte Studie intendiert, wie aus den nachfolgenden Kapiteln (v.a. Kap. 3) hervorgehen wird, den von den Autoren formulierten Desideraten und Herausforderungen vor allem hinsichtlich der Intermedialität, der Interkulturalität, der Interdisziplinarität, der Diachronie sowie der Angewandtheit bzw. gesellschaftlichen Relevanz fachtextlinguistischer Studien zu entsprechen und ordnet sich damit als Mosaikstück in Erfüllung der theoretischen und praktischen Forderungen einer zeitgemäßen, textuell orientierten Fachsprachenforschung ein.

2.1.2.3 Zwischen Text- und Diskursanalyse

Die wissenschaftliche Diskursanalyse boomt in den letzten Jahren weltweit, wobei sich mittlerweile eine derartige Fülle an Schulen mit eigenem theoretisch-methodischem Fokus herausgebildet hat, dass es bereits schwierig geworden ist, die Szene der *discourse analysis* mit all ihren Ausprägungen und Verzweigungen im Auge zu behalten¹⁶. Damit wird unter dem Terminus *Diskursanalyse* derzeit eine Vielzahl durch-

¹⁶ Gerade im hispanophonen Raum hat die *análisis del discurso* stark Fuß gefasst, wobei neben Spanien vor allem Argentinien eine Hochburg diskursiv-analytischer Beschäftigung repräsentiert

aus heterogener Strömungen textbasierter Untersuchungen unterschiedlicher disziplinärer Zugehörigkeit subsumiert, die sich auf theoretischer wie methodischer Ebene deutlich unterscheiden. Der Terminus ist dementsprechend mehrdeutig und findet neben der Sprachwissenschaft vor allem in der Soziologie und Kulturosoziologie, in der Philosophie, in der Geschichts- und Politikwissenschaft sowie in der Literaturwissenschaft breite Anwendung (cf. u. a. das Handbuch von Angermüller et alii 2014). Auf sprachwissenschaftlicher Ebene lassen sich in der modernen Diskurslinguistik verschiedene Strömungen differenzieren: Eine Diskursanalyse britischer (z. B. Brown/Yule 1983, Stubbs 1983) und amerikanischer Prägung (Tannen 1993, Schiffrin 1994), eine Düsseldorfer Diskursanalyse (z. B. Busse/Teubert 1994, Busse/Hermanns/Teubert 1994, Busse/Teubert 2013) sowie eine diskursanalytische Schule, die der funktionalen Pragmatik verpflichtet ist (z. B. Brünner/Graefen 1994, Ehlich 1994, Graefen 1997, Redder 1994, Redder/Wiese 1994¹⁷, Brünner/Fiehler/Kindt 1999) sowie kontrastiv-diskurslinguistische Ansätze, die in unterschiedlichen Philologien gepflegt werden (cf. programmatisch Czachur 2013, beispielhaft Hennemann/Schlaak 2015). Die Subkategorie jener Ansätze, die unter dem Überbegriff der *Kritischen Diskursanalyse* (*Critical Discourse Analysis* oder kurz CDA) firmieren, lassen sich wiederum in mindestens fünf unterschiedliche Ausprägungen fassen (cf. u.a. Meinhof/Reisigl/Warnke 2013):

- 1) die Duisburger Gruppe, die ihren sozialwissenschaftlich orientierten Arbeiten den Foucaultschen Diskursbegriff zugrunde legt (z. B. Jäger 1999a)
- 2) die sogenannte Loughborough Group, die eine sozialpsychologische und rhetorische Orientierung verfolgt (z. B. Potter 1996)
- 3) die *Kritische Diskursanalyse* soziokognitiver Prägung, die vorrangig von Teun van Dijk vertreten wird (cf. van Dijk 1997a, 1997b)
- 4) die der *Systemisch Funktionalen Linguistik* (SFL) verpflichtete kritische Diskursanalyse mit ihren sehr heterogenen VertreterInnen (u. a. Fairclough 1992, 1995a, Chouliaraki/Fairclough 1999)
- 5) die *Kritische Diskursanalyse* der Wiener Schule (z. B. Wodak 1996, Fairclough/Wodak 1997, Wodak/Meyer 2001).

Allen gemeinsam ist eine deutliche Tendenz zu korpuslinguistischen Verfahren (cf. u.a. Stubbs 1996, Bubenhofer 2009) sowie eine so große Vielfalt an Ansätzen, dass

(cf. u. a. die Schriften von Calsamiglia 1997 bzw. Cassany/Calsamiglia 1999 oder Ciapuscio 1989, 1992, 1993a, 1993b, 1997). In Frankreich hat sich als einflussreiche Linie jene von Dominique Maingueneau (u.a. 1996) durchgesetzt.

¹⁷ Letzteres Werk thematisiert als eine der wenigen frühen diskursanalytischen Schriften den Kommunikationsbereich der Medizin.

differenzierenden Manuale in Fülle erscheinen (z.B. Titscher 1998, Spitzmüller/Warnke 2011, Spieß 2011, Angermüller 2014, Nier 2014). Die Vielgestaltigkeit der Ansätze und die Reibungsflächen zwischen den einzelnen Richtungen sind jedoch dadurch mitbegründet, dass der Terminus *Diskurs* als zentrale Begrifflichkeit schon seit Dekaden ambivalent und schwach konturiert benutzt wird. Dass dies kein Grund ist, Diskurse, in welcher Definition auch immer, als Forschungsobjekte auszuschließen, liegt jedoch ebenso auf der Hand wie die Notwendigkeit einer stetigen Konzeptualisierung und Feintarierung im Zuge textorientierter linguistischer Analysen, die sich Diskursen aufgrund ihres Erkenntnisinteresses nicht verschließen können. Sich zu diesem Zweck einer diskursanalytischen Schule zu verschreiben, scheint jedoch wenig sinnvoll, wenngleich die Herangehensweise von Elementen, die in verschiedenen Diskursanalysekreisen im Zentrum stehen, geprägt ist: Dies trifft vor allem auf die funktional-pragmatisch sowie die systemisch-funktional geprägte Perspektive zu.

Wir gehen in der vorliegenden Untersuchung davon aus, dass Diskurse als Texten übergeordnete Größen fungieren, so dass Texte niemals losgelöst von Diskursen auftreten. Der Terminus *Diskurs* wird folglich selbst angesichts der umfassenden Kritik (cf. M. Frank 1980) im kulturwissenschaftlichen Sinne Foucaults (1969) zur Bezeichnung einer nach bestimmten Bildungsregeln entstandenen Kommunikationspraxis verwendet, die distinktiv ist, d.h. sich von anderen Diskursen unterscheidet, und durch den Objektbereich und die darin konventionalisierten Kommunikationssituationen, das Medium und die InteraktionspartnerInnen (deren Intentionen und Erwartungen) beeinflusst wird.

Es geht folglich um eine Ausweitung früher selbst in sprachwissenschaftlichen Kontexten üblichen Auffassungen von Diskurs. Wir erwähnen exemplarisch in der folgenden Aufstellung zu Beginn vier unterschiedliche Konzeptualisierungen aus dem linguistischen Kontext (1-4, in Anlehnung an Bußmann 1990, 189) und gehen dann zu zwei auch im gemeinsprachlichen Kontext nachweisbaren Auslegungen über, die auch heute noch Gültigkeit haben:

- 1) Diskurs als zusammenhängende sprachliche Äußerung (cf. Harris 1952a)¹⁸ im Sinne eines kohäsiven Textes
- 2) Diskurs als kohärenter Text (Bellert 1972), d.h. als sinngenerierendes Sprachkonstrukt mit semantischen Relationen
- 3) Diskurs als Produkt einer Interaktion ausgehend von einem Sprecher für einen Hörer (Brown/Yule 1983) und damit als situativ und funktional geprägte sprachliche Äußerung

¹⁸ Harris (1952a) spricht konkret von „connected speech“.

- 4) Diskurs als geäußerter, natürlichsprachlich konstruierter Text, im Gegensatz zu Text als theoretischem, formal-grammatischem Konstrukt (van Dijk 1974)
- 5) Diskurs als Bezeichnung einer zielorientierten Abhandlung oder Erörterung (die damit verbundene komplexe und dynamische Denkleistung stellt die Verbindung zur lateinischen Semantik cf. Pkt. 6 her) sowie als „Redeuniversum“, v.a. im philosophischen Kontext
- 6) Diskurs als mündliche und damit ungeplante und spontane Rede im Sinne der ursprünglichen lateinischen Wortbedeutung von DISCURRERE („aus-einanderlaufen, sich zerstreuen“) bzw. DISCURSUS „Auseinanderlaufen, Hin- und Herlaufen“)

Während die ersten drei Definitionen von früheren Textdefinitionen kaum zu unterscheiden sind (cf. 3.1.1), findet sich bei van Dijk (1974) ein distinktiver Gebrauch für die pragmatische Seite des Textes bzw. für die Saussursche *parole*. Angesichts des heute gängigen kommunikativ-funktionalen und kognitiv geprägten Textbegriffes, der die formal-inhaltliche Strukturebene integriert (integrativer Textbegriff, cf. z. B. Brinker 1992), ist eine solche Definition jedoch weitgehend obsolet. Hingegen könnte man die breit gefasste Diskursauffassung von Pike (1954) als Vorläufer der Foucaultschen Definition in unsere Diskursauffassung integrieren. Denn Pike (1954) versteht Diskurs als Produkt eines wechselseitigen Prozesses eingebettet in einen spezifischen soziokulturellen Kontext und ein solcher ist für das Entstehen von diskursiven Kommunikationspraktiken im Sinne Foucaults zweifellos notwendig. Wir gehen allerdings davon aus, dass die dabei wirkenden Bildungsregeln sehr unterschiedlicher Machart und Genese sein können. Durch die starke Vernetzung von Kommunikaten innerhalb eines Diskurses können diese nur schwer durch die Beschreibung intertextueller Beziehungen erfasst werden. Diskurse sind (vielleicht noch stärker als Texte) deshalb vor allem aus der Diachronie zu begreifen. Einem Diskurs kann stets eine bestimmte Zahl von Textsorten (und damit auch Gesprächsorten, cf. 3.1.1) zugerechnet werden. Im Idealfall wird bei der Untersuchung einer Textsorte die Rolle des Textexemplares bzw. der Textsorte innerhalb des übergeordneten Diskurses verortet, was jedoch eine sehr genaue Kenntnis des diskursiven Makrokosmos innerhalb des betreffenden kommunikativen Haushaltes voraussetzt. Die Kulturgebundenheit sowie die vielen Überschneidungen von Diskursen erschweren diesen Prozess dahingehend, dass eine systematische Beurteilung aller Texte innerhalb der zugrundeliegenden Diskurse ebenso eine Utopie bleiben wird wie eine stichfeste Text(sorten)typologie, die allen Text(sort)en ausnahmslos Rechnung trägt (cf. 2.1.2.1). Selbst angesichts

dieser Schwierigkeiten sollten Texte und Textsorten nicht losgelöst von den zugehörigen Diskursen beschrieben werden, denn textdeterminierende Faktoren sind mitunter lediglich auf der Diskursebene fassbar. Neuere Ansätze und Modelle der Diskurslinguistik (z.B. Spitzmüller/Warnke 2011, Kämper/Warnke 2015) tragen diesem Anspruch Rechnung und vereinen in ihren Analyseschemata alle betroffenen Ebenen (v.a. auch pragmlinguistischer Natur), wobei eine vollständige Analyse nach dem dort vorgeschlagenen DIMEAN-Modell noch utopischer erscheint als eine vollständige Merkmalsanalyse nach Hoffmann (1985). Die Funktionstüchtigkeit des DIMEAN-Modells als diskurslinguistischer Instrumentkasten ist jedoch unbestritten, insbesondere auch für diachronische Ansätze (cf. Eckkrammer/Knauer 2015).

Wie jedoch unterscheiden sich Diskurse? Die unterschiedlichen Kommunikationspraxen oder Diskurse lassen sich einerseits als thematisch- oder medial induziert abgrenzen, andererseits können sie auch auf einen konvergierenden soziolinguistischen Hintergrund zurückgeführt werden (cf. Abb. 2). So sprechen wir beispielsweise von *Cyberdiskurs*, um uns auf die Kommunikationspraxis in Textkonstrukten des virtuellen Raumes zu beziehen (medial induzierte Unterscheidung). *Academic Discourse* bzw. akademischer Diskurs dient wiederum als Überbegriff für die Kommunikationspraxen, die Mitglieder einer Forschungsgemeinschaft miteinander in Texten (schriftlich und mündlicher Natur) untereinander pflegen. Somit handelt es sich um eine soziokommunikativ bedingte Diskursinduktion. Sprechen wir hingegen von politischem Diskurs (eng. *political discourse*), medizinischem Diskurs oder dem Diskurs über Nutzen und Gefahren der Gentechnik, so ist von einer dominant thematischen Induktion der Abgrenzung auszugehen (selbstverständlich mit Überschneidungen zum sozial induzierten Diskurs durch jene Institutionen bzw. Personengruppen, die sich besonders intensiv beteiligen, sowie zum medialen Diskurs durch die Verwendung von speziellen Medien). Im nachfolgenden Modell wurde den Überschneidungsmöglichkeiten Rechnung getragen, denn wir dürfen davon ausgehen, dass sich die Induktionsmechanismen überlagern und gegenseitig beeinflussen. Beispielsweise können medial bedingte Kommunikationspraxen Einfluss auf sprachliche Praktiken soziothematischer Diskursgemeinschaften nehmen, etwa die *Scientific Community* der Molekularbiologen im Gentechnikdiskurs oder der politische Diskurs in und über Österreich. Verschneidungen sind die Regel und auch eine weitere Ausdifferenzierung der einzelnen Induktionsebenen ist denkbar. Die Vielfalt der Diskurssyntagmen bzw. -komposita, die Reisigl (2004) isoliert (u. a. *racist discourse, family dinner discourse, classroom discourse, corporate discourse,*

lay discourse, Kriminalitätsdiskurs, antisemitischer Diskurs)¹⁹ zeigt in jedem Fall auf, dass eine genauere Beschäftigung mit den Induktionsmechanismen nicht ausbleiben darf, wenn die Begrifflichkeit des Diskurses im wissenschaftlichen Kontext gebrauchsfähig erhalten werden soll. Deutlich wird in jedem Fall, dass die Themeninduktion mit einer Typeninduktion zu ergänzen ist, da etwa das Kompositum *Rassismuskurs* vorrangig thematisch induziert ist, während *rassistischer Diskurs* den spezifischen Typus diskriminierender Kommunikationspraxen bezeichnet. Auf der als sozial bezeichneten Induktionsebene ist wiederum stets eine kognitive Komponente mitzudenken.

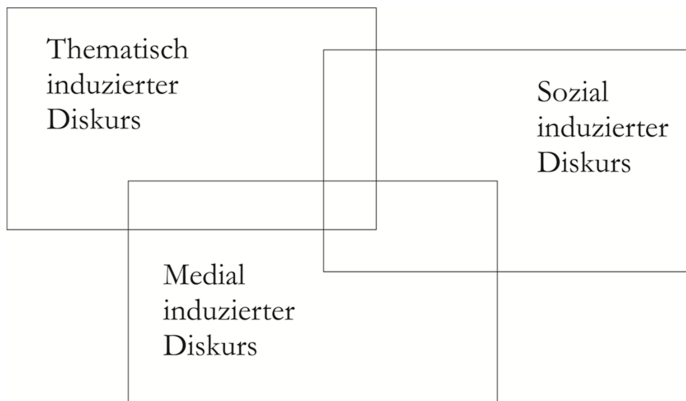


Abb. 2: Überlagerungen der Diskurse bzw. Diskursinduktionstypen

Die Konstitution der Diskursgemeinschaft ist aus charakteristischen Merkmalen der Sprache (und Visualisierung) ersichtlich, die sich durch alle betroffenen Text- und Gesprächsarten der Gemeinschaft ziehen, etwa das Zitieren von Quellen, die Tendenz zur rigiden Textorganisation und *advance organizers* beim akademischen Diskurs oder die Auswirkungen konzeptioneller Mündlichkeit beim Cyberdiskurs. Sie gelten dort als (meist ungeschriebene) Konventionen oder ergeben sich aus externen Bedingungen (z. B. Zwängen oder Freiheiten des Mediums).

Alle Diskurstypen (ebenso wie Textsorten) sind historisch gewachsene Konstrukte, deren Greifbarkeit nur dann gewährleistet ist, wenn die Beziehungen der Texte

¹⁹ Reisigl (2004) empfiehlt in seinem Fazit 1) die Vermeidung mehrdeutiger Komposita, in denen der Terminus Diskurs als ‚Kopf‘ fungiert (z. B. *Wir-Diskurs, Identitätsdiskurs*), 2) eine Präferenz deskriptiv-charakterisierender vor klassifizierenden Attributen (z. B. akademischer Diskurs) und 3) die Bevorzugung themenbezogener Syntagmen des Typus ‚Diskurs (von A und B und C) über X‘ gegenüber vieldeutiger Genitivkonstruktionen (‚Diskurs des X‘). Die Frage nach der Induktion bleibt bei seinen Überlegungen allerdings außen vor.

zueinander in einem Diskurs integrativ und unter Einbeziehung des soziohistorischen Kontextes betrachtet werden. Für den Fall der vorliegenden Untersuchung befinden wir uns im Bereich des inhaltlich wie soziokognitiv induzierten *medizinischen Diskurses*, der jedoch je nach verwendetem Medium Verscheidungen mit medialen Diskursen unterschiedlicher Prägung aufweist. Durch einen weiteren diskursiven Filter gesehen, geht es um die vertikale Kommunikationspraxis der medizinischen Verteilerebene, d.h. durch eine spezifische soziale Konstellation der InteraktandInnen vorgegebene Kommunikationspraxen, die sich dynamisch entwickeln. Es zeigt sich folglich, dass alle drei Induktionsebenen (cf. Abb. 2) zu berücksichtigen sind und nur ein integrativer Diskursbegriff an der Schnittstelle der verschiedenen diskursiven Induktionstypen zielführend ist.

Je nach Erkenntnisinteresse textlinguistischer Untersuchungen empfiehlt es sich, Diskurse als übergeordnete Bezugsgrößen in die Überlegungen mit einzubeziehen. In umgekehrter Richtung laufen aber diskursanalytische Forschungsströmungen, die vom Makrodiskurs ausgehend arbeiten, ohne den beteiligten Textsorten und deren Strukturen Aufmerksamkeit zukommen zu lassen, Gefahr, sich von der Linguistik zu weit wegzubewegen, insbesondere so sie sich nicht dezidiert als soziologische Studien, sondern linguistische betrachten. Einige Äste der oben genannten soziologisch-themenzentrierten *Critical Discourse Analysis*, die in diese Richtung tendieren, scheinen allerdings komplementär zu korpusbasierten Analysen der Vertextungsstrategien, die über die Analyse von *key words in context* hinausgeht, sinnvoll. Dies stets vor dem Hintergrund, dass ein funktional-pragmatischer Blickwinkel aus der modernen Text(sorten)linguistik ebenfalls nicht mehr wegzudenken ist (cf. auch Adamzik 2000a), um den vernetzten Textsortenrepertoires und deren intertextuellen Bezügen gerecht zu werden (cf. auch 2.1.2.4). Insbesondere die Tatsache, dass Text und Kontext stets innerhalb eines dialektischen Verhältnisses agieren, in dem der Kontext den Text sowie den übergeordneten Diskurs beeinflusst, der wiederum durch Reproduktion auf die Verhältnisse in der Gesellschaft einwirkt, gibt dieser Komplementierung ihre Berechtigung. Damit können auch Resultate jener *Kritischen Diskursanalysen*, die bereits weit abseits der Linguistik agieren, um etwa die Funktion von Diskursen als herrschaftslegitimierenden und -sichernden Techniken zu untersuchen, fruchtbringend eingebunden werden. Eine Verbindung oder Hinwendung zu sozialwissenschaftlichen Ansätzen scheint uns damit sinnbringend, wenn die linguistische Komponente nicht überbewertet wird. Es wäre bei einigen derzeit populären kritischen diskursanalytischen Ansätzen folglich indiziert von *Diskurssoziolinguistik* zu sprechen, da sie in einigen Ausprägungen, etwa auch jener der Wiener Schule, über diese gesellschaftliche Anbindung ein

Aktivwerden der WissenschaftlerInnen zur Mobilisierung der Gesellschaft einfordern²⁰.

Der Begriff der Diskursstränge²¹, wie ihn Jäger (1999b) verwendet, erscheint ohne vorherige Unterscheidung der Induziertheit des Diskurses für den grundlegenden Diskursbegriff nach Foucault als zu vage. Methodisch wird dabei nach einem *Top-Down*-Ansatz vorgegangen, der Gefahr läuft, die Rolle der Textsorte sowie deren Genese und Evolution zu unterschätzen. Dies bewirkt zweifellos den folgenden Hinweis Jägers im Anschluss an Überlegungen zum faschistischen Diskurs (Jäger 1999b):

Insofern sollte man sich dessen bewußt sein, daß die Analyse eines Artikels bzw. Diskursfragments auch immer als Analyse eines Exemplars einer Gattung geschieht, wobei erst die Analyse vollständiger Diskursstränge die gesamte Bandbreite der diskursiven Wirkung offenlegt. (Dabei wird ein Diskursstrang dann als vollständig erfaßt angesehen, wenn inhaltlich und formal nichts Neues mehr auftritt). (Jäger 1999b, online)

Unter Einbeziehung der Induktionsmechanismen erscheint jedoch das Konzept des Diskursstranges als anwendbar. Das Einbeziehen der Diskursgröße als wichtiger Faktor für die Konstitution und Kontextualisierung von Textsorten (v.a. im Zuge deren Ausgliederung) ist das Ergebnis intertextueller Prozesse, die sowohl intradiskursiv als auch interdiskursiv greifen. Zu diesem Zwecke wird die Diskursebene auch in der vorliegenden Studie bemüht.

Dass die Diskussion um den Diskursbegriff und dessen Wertigkeit und Applikabilität in der Linguistik noch lange kein Ende nehmen wird, beweist nicht zuletzt die wissenschaftliche Kontroverse zwischen Widdowson und de Beaugrande (cf. Widdowson 2000, de Beaugrande 2001), in der die Unterscheidung zwischen Text und Diskurs und deren Beziehung zueinander im Zentrum steht (aber auch rezente Kongressbeiträge u. a. von Berrendonner 2004 spiegeln dies wider). Während Widdowson einen Diskursbegriff extrapoliert, der als Weiterentwicklung des zuvor

²⁰ Die CDA wird dementsprechend auch als „a type of discourse analytical research that primarily studies the way social power abuse, dominance and inequality are enacted, reproduced and resisted by text and talk in the social and political context“ (van Dijk 1998) betrachtet. VertreterInnen vergleichbarer Strömungen sind explizit dazu aufgerufen, innerhalb der betroffenen Gesellschaft aktiv zu werden, z. B. durch kritische Äußerungen in populären Medien, um den Zustand sozial ungerechten oder diffamierenden Sprechens und Schreibens öffentlich zu thematisieren und auf diese Weise gegen ihn anzukämpfen.

²¹ Als Diskursstrang bezeichnet Jäger (1999a) thematisch einheitliche Diskursverläufe, die jeweils eine synchrone und eine diachrone Dimension aufweisen, d.h. Aussagen treffen können, welche Begriffe oder Inhalte zu bestimmten Zeitpunkten als ‚sagbar‘ gelten bzw. wie sie ‚sagbar‘ werden.

genannten Konzeptes von van Dijk (1974) gesehen werden kann, da er annimmt, dass Diskurs Text in Aktion bzw. Gebrauch und damit lebendiger Text ist. Bei Text handelt es sich, laut Widdowson, dann um dekontextualisierte Textzeichen wie sie etwa in Korpora auftauchen. Folglich ergibt sich die Realitätsnähe von Korpora nur durch die Realität der Diskurse aus denen sie stammen. Beaugrande (2001) hingegen betont, dass Text nicht dekontextualisiert werden kann, sondern nur rekontextualisiert, also in einen anderen Kontext transferiert.

In der vorliegenden Untersuchung greift der Diskursbegriff vor allem auf der Ebene von Diskurssträngen und darin zu verortenden Diskurstraditionen (zu deren begrifflichen Abgrenzung cf. 3.3.1), die jeweils auf eine spezifische Form sozialen Handelns als kommunikativer Interaktion bezogen werden.

2.1.2.4 (Historische) Pragmatik und Sprachwandelforschung

Die „Sprachpragmatik analysiert, beschreibt und erklärt Sprache als Form sozialen Handelns in den dieses Handeln konstituierenden und durch dieses Handeln konstituierten Zusammenhängen“, lautet Cherubims (1980, 7) programmatische Begriffsbestimmung der Pragmalinguistik, Sprachpragmatik bzw. linguistischen Pragmatik (die drei Termini werden synonymisch gebraucht), wobei der semiotische Aspekt (die Zeichenbenutzer und ihre Bedingungen) im Begriff des sozialen Handelns subsumiert wird, der Kontext von Äußerungen bzw. die Bedingungen der Handlungen sind wiederum in den „kommunikativen Zusammenhängen“ enthalten. Die Pragmalinguistik schiebe sich damit zwischen die Extrempole der Systemlinguistik und Soziolinguistik, wobei der Hauptkritikpunkt seitens der Soziolinguistik jener der fehlenden historischen²² Perspektive ist (Cherubim 1980, 11). Für das Beantworten (pragma)linguistischer Fragestellungen scheint jedoch die Einbindung einer solchen Perspektive von zentraler Bedeutung, so dass wir Kalverkämpers nachfolgendes Plädoyer unterstützen.

Sich mit historischen Kulturstufen zu beschäftigen und sich die jeweils zeitgenössischen Bedürfnisse und die Kommunikationsformen, die dazu Verfügung standen, heutzutage zu vergegenwärtigen und (wissenschaftlich) zu analysieren, ist kein nostalgisches Unterfangen, sondern dringende Notwendigkeit einer sich als komplex definierenden Wissenschaft der Kultur des Menschen. (Kalverkämpfer 1998b, 301)

²² Zu den verschiedenen Lesarten von historisch, z. B. im Sinne von „auf eine erfahrbare Realität bezogen“ (empirisch) oder „auf Vergangenes bezogen“ (zurückliegend) siehe ebenfalls Cherubim (1980, 12f).

Cherubim (1980) beantwortet die Frage nach der Notwendigkeit einer diachronischen Pragmalinguistik jedoch bereits dadurch als positiv, da sie bereits als Bestandteil der traditionellen Sprachgeschichtsschreibung ihre Relevanz bewiesen habe. Es gehe damit vielmehr darum, die Möglichkeiten und das Programm einer historischen Sprachpragmatik auszuloten (Cherubim 1980, 4). Wenngleich seine Programmatik einer *Historischen Sprachpragmatik*, auf die wir weiter unten noch konkreter eingehen werden, bereits mehr als zwei Dekaden zurückliegt, sind Untersuchungen zur historischen Pragmatik nach wie vor selten, wenngleich gerade im Kontext der Textlinguistik ein wachsendes Interesse an einer Historiografie kommunikativer Handlungsmuster und deren Wechselwirkung mit dem Sprach- und Kulturwandel (cf. 3.2) zu verzeichnen ist (cf. etwa die Arbeiten zu Flugtexten von Wilhelm 1996 und Bach 1997).

Es mag daran liegen, dass der kommunikative Kontext, die Zeichenverwendung und ihre Bedingungen und insbesondere die Protagonisten der textuellen Interaktion früherer Epochen bestenfalls rekonstruiert werden können und dies nur im Zuge einer sach- wie kulturgeschichtlich aufwändigen Kontextualisierung möglich ist. Das bedeutet zumeist mühsame Archivarbeit und die Einbeziehung historiografischer, sozialgeschichtlicher und fachspezifischer Quellen, um sowohl die Fach-, Sach-, Geistes-, Medien- und Mentalitätsgeschichte der zur Diskussion stehenden Epoche beurteilen zu können. Dennoch stimmt man besonders in der Fachtextlinguistik heute darin überein, dass die diachronische Erschließung einer Textsorte unter Einbeziehung der linguistischen Pragmatik für ein umfassendes Verständnis von zeitgenössischer Fachkommunikation eine unabdingbare Grundlage bildet. Die Sprachgeschichtsschreibung bemüht sich bereits seit geraumer Zeit (cf. 3.2) um einen kommunikationsgeschichtlichen und kognitiven Zugang zur Evolutionsgeschichte verschiedener Idiome, denn zu deutlich beeinflussen die kulturellen Gepflogenheiten und kollektiven Denkmuster der jeweiligen Epochen die Konstitution und Rezeption der Texte und machen sie damit zu einem einflussreichen Faktor in der Bewertung historischer Textexemplare und -sorten. Sowohl eine Beschränkung auf das Sprachsystem als auch die Fokussierung des gesellschaftlichen Kontextes greifen im Zuge der Sprachgeschichtsschreibung zu kurz, da der Sprachwandel ohne den Einbezug pragmatischer Aspekte nicht greifbar gemacht werden kann. Auf diese Weise haben diachronische, pragmalinguistische Ansätze vor allem hier Tradition, und dies lange bevor sie als solche etikettiert wurden.

Auf der Ebene der Textlinguistik, die der Pragmatik nicht unwesentlich zu einer positiven Entwicklung verholfen hat (cf. 2.1.2.1), ist ebenso offensichtlich, dass ein umfassendes Verständnis der Makro- und Mikrostruktur einer Textsorte, ihrer

Darstellungsmodi und deren Zusammenspiel und kognitive Auswirkung ohne eine Präzisierung der spezifischen Form des soziokommunikativen Handelns kaum möglich ist. Pragmatisch orientierte Textsortenforschung, in der Form wie sie von Adamzik (2000b) vorgeschlagen wird, tut damit not²³. Die historisch-pragmatischen Nachforschungen von Bach (1997) verdeutlichen beispielsweise, dass sowohl das verbale als auch das non-verbale Textgefüge der englischen Flugtexte des 17. Jahrhunderts von den Rezeptionsbedingungen determiniert werden, die am Grenzrain zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit angesiedelt sind. Seine daraus abgeleiteten Beobachtungen zur oralen Rezeption aus zweiter Hand veranschaulichen die Wirkung der Rezeptionssituation, des gesellschaftlichen Umfeldes, des Zeitgeistes sowie des individuellen Weltwissens, die letztendlich die Kognition prägen, durch die die Texte erst Wirkung entfalten (cf. Bach 1997).

Die pragmlinguistische Sichtweise ist dafür verantwortlich, dass bei der Beschreibung und Erklärung von Textexemplaren bzw. -sorten jene situations- und personenbezogenen Faktoren explizit gemacht werden, in denen sich die an der Kommunikation beteiligten Personen befinden. Sie sorgt gleichermaßen für eine Rekonstruktion des situativen Kontextes der Rezeption. Die Betrachtung umfasst somit historische, soziologische, kulturelle, psychologische und kognitive Faktoren der betreffenden Sprachgemeinschaft sowie mit ihr vernetzter kommunikativer Haushalte. Der Text wird damit als kulturgebundenes Phänomen wahrgenommen, das durch die integrative Sichtweise der Sprache sowie der Kontexte (externe Bedingungen des Sprechers, Schreibers, Hörers, Lesers, der Rezeption etc.) eine Bedeutung entfaltet.

Eine historisch angelegte textsortenorientierte Pragmlinguistik kann demgemäß nur handlungstheoretisch orientiert sein. Denn es gilt nicht nur die funktionale Rolle kommunikativer Handlungsmuster und deren Merkmale in geschichtlichen Verwendungszusammenhängen zu erschließen, sondern ebenso ihre im Verbund mit den Merkmalen stehenden tradierten fachlichen und kulturellen Wissensbestände.

Da das Wissen in einer direkten Verbindung mit der Sprache steht und fachliches Wissen in der uns geläufigen Form ohne Sprache gar nicht generiert werden kann, hat an der Schnittstelle zwischen linguistischer Pragmatik, Textlinguistik und historischer Sprachwissenschaft bzw. Sprachgeschichte in den vergangenen drei Dekaden vor allem eine Pragmatisierung der Sprachgeschichtsschreibung sowie der Sprachwandelforschung stattgefunden (cf. 3.2). Die historische Pragmatik ist dabei

²³ Adamzik (2000b) plädiert etwa für eine genauere Analyse des Geltungsmodus der Textsorten, u. a. anhand von Befragungen, was jedoch für diachronische Studien nicht möglich ist.

dafür zuständig, die Bezüge zwischen pragmalinguistischen Fragestellungen im Sinne einer kontextorientierten Text(sorten)linguistik und früheren Stufen sprachlicher und kommunikativer Systeme und ihrem Wandel herzu stellen. Während die Entwicklung im Anschluss an den programmatischen Aufsatz von Cherubim (1980) eher zögerlich verläuft, wird in den letzten Jahren zunehmendes Interesse an Fragestellungen der historischen Pragmatik gehegt (für das Englische cf. z. B. Jucker 1995, Bach 1997; im romanistischen Kontext z. B. Jacob/Kabatek 2001, Bachleitner-Held 2009, Schrott/Völker 2005, Wehr/Nicolosi 2012).

Für die vorliegende Untersuchung impliziert die Einbindung der historischen Pragmatik vor allem auf drei Ebenen eine intensive Beobachtung:

- 1) in Bezug auf die Rekonstruktion des soziohistorischen Kontextes zielgerichteter Zeichenverwendung (Rechts- und Moralvorstellungen, Mentalitäten, Wahrnehmungsmuster etc.), deren kommunikativer Einbettung in das jeweilige Textsortenrepertoire eines kommunikativen Haushaltes der beobachteten Perioden bzw. Epochen, so dass z. B. funktionelle Wandelererscheinungen deutlich werden (zu den theoretischen Grundbedingungen cf. 3.1)
- 2) in Bezug auf die beteiligten Kommunikationsparteien und deren Umfeld (ZeichenbenutzerInnen), soziokommunikativer Rahmenbedingungen und interaktionaler Aktions- sowie Bezugsrahmen, insbesondere hinsichtlich der heilkundlichen Theorie und Praxis
- 3) in Bezug auf Wandelererscheinungen der unter 1) bestimmten situativen Einbettungen des sozialen Handelns unter besonderer Berücksichtigung medialer Wandelererscheinungen und medialer Wechsel (Veränderung der Zeichenübermittlung und -vermittlung, cf. 3.3)²⁴.

Ein Hauptgewicht in der Beobachtung von Fachtexten der Verteilerebene liegt demgemäß auf interaktionalen Faktoren. Denn gerade in der vertikalen Medizinkommunikation beeinflussen die Positionen der IllokutionspartnerInnen, deren Machtverhältnisse und Beziehungen, die Textkonstitution deutlich. Ohne die pragmatische Dimension scheinen uns deshalb Textsorten der zielorientierten medizinischen Wissenvermittlung, z. B. Ratgeber- oder Aufklärungstexte, aus diachronischer Perspektive schwer greifbar. Dies bedeutet jedoch, dass diese Untersuchung ohne einen umfangreichen fach- und sachgeschichtlichen Vorbau kaum

²⁴ Diesen Ansatz formuliert bereits im weitesten Sinne Peter v. Polenz (in Sitta 1980, 132) als Desiderat einer pragmatischen Sprachgeschichtsforschung, wenn er die Fokussierung der „Auswirkung der Einführung neuer Kommunikationsmaterialien und -maschinen auf die Tendenzen der Sprachnorm- und Sprachstilentwicklung: Pergament, Papier, Tonband, Buchdruck, Rotationsdruck, Telefon [...]“ fordert.

sinnvoll durchgeführt und interpretiert werden kann (cf. 4). Die Faktoren, die auf laienmedizinische Texte unmittelbar bei ihrer Entstehung und im Zuge der Rezeptionszyklen Einfluss nehmen, sind vielfältig. Denken wir nur an die Einstellung zu Krankheit und Gesundheit, an Massenerkrankungen und die dadurch ausgelösten Hysterien, Angstphänomene und Schuldzuweisungen, an die Medikalisierung der Gesellschaften, an das Verhältnis zwischen medizinischen Fachleuten und ihren PatientInnen oder an die Wurzeln der Medizingläubigkeit bzw. Medizinkritik des modernen Menschen. Die Ursachen dieser sich ständig in Bewegung befindlichen Faktoren sind oftmals tiefverschüttet und nur aus ihren historisch gewachsenen Bezügen zu verstehen. Hinzu kommt die Forderung der Fachsprachenforschung, Texte vorerst jeweils in ihrer fachspezifischen Einbettung, daher innerhalb der Tradition eines Fachs (bei aller Vagheit dieses Begriffes), zu beurteilen. Begeben wir uns in den Bereich fachexterner Kommunikation wird es noch diffiziler, da Machtstrukturen stärker greifen bzw. eine sprachliche Kluft (jene zwischen Fach- und Gemeinsprache, cf. Beier 1983 bzw. 2.1.2.2) zu überwinden ist. Die Entwicklungen der letzten Jahre zeigen, dass gerade fachexterne Kommunikationsprozesse nur unter Einbeziehung pragmatischer Prämissen beurteilt werden können (cf. das einleitende Zitat von Kalverkämper 1998b).

Die vorangegangenen Beobachtungen zeigen bereits, dass eine durchgängige Textsortendiachronie für einen in den modernen Sprachen mittlerweile bald sieben Jahrhunderte existenten kommunikativen Handlungsbereich damit zwangsläufig und selbst bei einer umfassenden fach- wie sachgeschichtlichen Unterfütterung nur grobe Linien nachzeichnen kann und damit die Gefahr der Generalisierung birgt. Gleichermäßen erlaubt jedoch gerade eine vollständige Diachronie ein umfassendes Verständnis zeitgenössischer Vertextungskonventionen.

Der pragmalinguistische und damit kommunikationshistorische Zugang verordnet damit im vorliegenden Fall eine bestmögliche Rekonstruktion der pragmatisch-kommunikativen Bedingungen der betroffenen Epochen, wozu vor allem auf (medizin)historische, geistes-, mentalitäts- und kommunikationsgeschichtliche sowie sozialmedizinische Schriften zurückgegriffen wird. Überdies wird darauf abgezielt, die daraus generierten Ergebnisse mit den sprachlichen Analysen der Primärquellen sowie der darin enthaltenen metatextuellen Kommentare zu ergänzen (cf. 6.1.2). Die größten Probleme werfen dabei zweifellos die frühen Untersuchungsperioden – das Spätmittelalter, die Renaissance, aber auch noch das 17. und 18. Jahrhundert – auf. Denn die Alterität des Mittelalters, die selbst profund geschulten MediävistInnen Problemstellen beschert, sorgt für hinsichtlich der *Historischen Pragmatik* bemühte LinguistInnen für viele Fragen, die nur ansatzweise

geklärt werden können. Aber auch für das 17. Jahrhundert ist die Datenlage mitunter noch wenig zufriedenstellend bzw. prekär, so dass z. B. exakte Aussagen über das Ausmaß und die diastratische wie diatopische Verteilung von Lesekompetenzen geschweige denn über leserpsychologische Faktoren kaum getroffen werden können (cf. u. a. Bach 1997, 64). Eine vollständige und detaillierte Rekonstruktion der sozial-, mentalitäts- und fachgeschichtlichen Bezüge ist damit utopisch, insbesondere angesichts des enormen Untersuchungszeitraumes.

Wir optieren deshalb dafür, die den Kommunikationsbereich medizinhistorisch unter Berücksichtigung der mentalitäts- und ideengeschichtlichen Einbettung dahingehend zu beleuchten, dass

- a) die Relationen zwischen dem medizin- und sozialgeschichtlichen Kontext und dem Text, dessen Inhalt und Struktur,
- b) die Verbindungen zwischen dem Text und dem verwendeten Medium bzw. der Medienlandschaft *per se*,
- c) die soziokulturell bedingten komplexen (Macht)Verhältnisse zwischen den beteiligten KommunikationspartnerInnen und
- d) die Beziehungen zwischen dem Text, seinem Fach- und den darin agierenden TextproduzentInnen (AutorInnen, DruckerInnen, EditorInnen, RedakteurInnen
- e) die Beziehungen zwischen dem Text und seiner dynamischen Rezipientenschaft (individuelle/r LeserIn, vermittelnde/r VorleserIn, HörerIn, Leserkollektiv, Hörerkollektiv, BenutzerIn etc.)

deutlich werden. Dazu müssen zahlreiche Anleihen bei Zugängen und Ergebnissen anderer Disziplinen genommen werden, die die Einbindung der (historischen) Pragmatik in das Innere der theoretisch-methodischen Einbettung wandern lassen. Letztendlich darf aufgrund der pragmalinguistischen Seite der Studie auch nicht außer Acht gelassen werden, dass jede Interpretation und damit die kognitive Leistung bei der Rezeption eines Textes pragmatisch bedingt ist (cf. Lecercle 1999). Dadurch sind bestimmte Texte auch nur bestimmten Menschen zugeordnet bzw. können nur diesen rezeptiv zugemutet werden, da sie imstande sind, die notwendige Inferenzleistung ohne Probleme zu erbringen. Gerade diese Vorentscheidungen, die mit bestimmten Organisationsformen des sozialen Zusammenlebens verbunden sind (cf. Hartung 1997), determinieren welche Gruppe bzw. Subgruppe einer Sozietät mit welchen Texten in Berührung kommt, da gerade diese Individuen die Texte akzeptieren und interpretieren können.

Ein komplexes Kommunikationsmodell, das weit über eine einfache Sender-Empfänger-Relation hinausgeht, scheint für zeitgemäße pragmalinguistische

Analysen folglich zwingend, wobei dieser Umstand auch auf den Textbegriff rückkoppelt (cf. 3.1.1).

Hartung (1997) betont damit korrekterweise die Vorrangigkeit der Perspektivität, an der sich moderne Textanalysen orientieren sollen und relativiert die Aussagekraft der Beobachtungen zur Textproduktion mit dem Argument, dass zwischen der Senderintention und dem tatsächlichen Kommunikat mitunter ein weiter Weg liegt, der „alles andere als kurz und gerade“ ist (cf. Hartung 1997, 24).

Wenn der Text nur eine besondere Phase in einem komplexen Kommunikationsprozess ist, dann ist er in seiner engen Weise mit den Menschen verbunden, die ihn produzieren und rezipieren. Diese Bindung können wir für die bessere Durchführung von Einzelanalysen lockern, aber wir sollten sie nicht aus dem Blick verlieren. (Hartung 1997, 24)

Für die Wahl der pragmalinguistischen Dimension einer Untersuchung, die sich ausschließlich an schriftlichen Sprachdaten orientiert, repräsentiert diese Vorgangsweise vor dem Hintergrund der zuvor geäußerten Überlegungen einen gangbaren Weg, den wir in der vorliegenden Studie zu beschreiten versuchen. Die historisch-pragmatische Betrachtungsperspektive ermöglicht damit nicht zuletzt jene Abstrahierungen, die notwendig sind, um einem ausgewählten fachkommunikativen Interaktionsbereich über mehrere Jahrhunderte hinweg nachzuspüren.

2.1.2.5 *Kontrastive Textologie* oder die vergleichende Dimension

Ein Feld, das einen methoden- und anwendungsorientierten Blickwinkel in die Untersuchung fachlicher Texte einbringt, repräsentiert die *Kontrastive Textologie*. „Judging whether a text is ‚successful‘ or not, depends on what sort of cultural filter it’s seen through,“ konstatiert Huckin (1997, 72) treffend den Ausgangspunkt jeglicher kontrastiv-textologischer Überlegungen. Texte als zielgerichtete kommunikative Handlungen bilden konventionelle Muster aus, deren Gültigkeit Bezug auf einen spezifischen kommunikativen Haushalt (cf. 3.1) einer bestimmten Sprach- oder Kommunikationsgemeinschaft nimmt. Kommunikatives Handeln funktioniert vorrangig vor dem Hintergrund dieser konventionellen Muster und dem darin möglichen Maß an Abweichung. Während MuttersprachlerInnen im Zuge ihrer Sozialisierung den für ihre Lebensform notwendigen textuellen Konventionenapparat meist implizit miterwerben und darüber, selbst angesichts einer diffusen und unbewussten Verspeicherung, über einen Abruf aus dem Weltwissen jederzeit verfügen können, ist die Situation für Nicht-MuttersprachlerInnen, d.h.

insbesondere FremdsprachenlernerInnen, ÜbersetzerInnen und DolmetscherInnen etc., insofern schwieriger, da sie sich das Konventionenwissen und damit jene Kenntnisse, die darüber entscheiden, ob ein Text in einer Sprachkultur erfolgreich wirkt oder nicht, zusätzlich aneignen müssen. Dazu ist es allerdings notwendig, die Muster explizit und damit lehr- und erlernbar zu machen. Erst durch die Beschreibung und mehrschichtige Analyse von Textsorten wird der Blick auf die Konventionen frei und erlaubt auch eine Sichtung interkultureller und intergenerischer Einflussnahmen. Bereits Bhatia (1993) weist auf den Umstand hin „that one needs to take into account cross-cultural factors, which sometimes influence the realization and understanding of specific genres“ (Bhatia 1993, 12). Konventionenwissen ist folglich hinsichtlich der Leserpsychologie ebenso wichtig wie in Bezug auf die Textproduktion. Beides will für eine fremde Sprache erlernt und trainiert sein und muss im Zuge translatorischer Tätigkeiten aktiviert werden können.

Es verwundert somit kaum, dass der sprach- und kulturvergleichende textologische Ansatz, der vor allem die Ebene der hinsichtlich ihrer Muster leichter formalisierbarer und greifbarer Textsorten betrifft, vor allem in der Fremdsprachendidaktik und Übersetzungswissenschaft seine Anfänge hat (cf. z. B. Reiß 1977/78, Clyne 1982, 1987, 1988 etc.) und diesen beiden Disziplinen bis heute zu einem hohen Maß verpflichtet bleibt. Wenngleich wir vor allem seit den beginnenden 1980er Jahren eine kontinuierliche und merkliche Zunahme kontrastiv-textologischer Arbeiten in der Tradition der programmatischen Ausführungen von R. K. Hartmann (1980, 1996) oder der methodisch ausgerichteten Vorschläge von Spillner (1981, 1983) bzw. Arntz (1990) verzeichnen, wird der Sprachvergleich auf der Ebene der Textsorten dennoch bis heute etwa im Umfeld der Romanistik nicht in großem Umfang gepflegt. Vor allem sprachlich breiter ausgerichtete kontrastive Textsortenanalysen bleiben in den ersten Dekaden eine Seltenheit. Die Aufstellung von Pöckl (1999) zeigt, dass der Fokus vor allem im Vergleich von zwei Sprachkulturen liegt und das Englische und Deutsche in diesen Paaranalysen die wichtigste Rolle spielen. Lediglich skandinavische Sprachen, v.a. das Finnische, werden zunehmend in kontrastive Textsortenstudien miteinbezogen (cf. Pöckl 1999, 14ff). Hinsichtlich der Romania verdeutlicht die Auswertung von Pöckl, dass im Zeitraum 1977-1997 auf die Kontrastierung des Deutschen mit dem Französischen (6), Italienischen (3) und Spanischen (5) zusammen weniger Studien entfallen als auf das Sprachenpaar Deutsch-Englisch (17 Arbeiten). Die historische Dimension der jeweils intersprachlich verglichenen Textsorten wird dabei in den seltensten Fällen eingebunden (als Ausnahmebeispiel ist etwa Ylönen/Neuendorff/Effe 1989 zu nennen). Die geringe Frequenz kontrastiver Studien verwundert, wenn man sich die

zahlreichen angewandten Aspekte solcher Unterfangen, etwa im Bereich der Übersetzung und Übersetzungsdidaktik oder aber auch der Fachsprachenforschung und -lehre, vor Augen führt.

Zahlreiche Arbeiten des kontrastiv-textologischen Kontextes werden durch die Diskussion um das Universalienkonzept der Fachtextlinguistik sowie die als Gegenpol fungierende Position, die von differenzierbaren intellektuellen Stilen ausgeht, unterfüttert. Das Universalienkonzept geht davon aus, dass die intellektuellen und methodischen Aktivitäten fachlich handelnder Individuen übereinzelsprachlicher Natur sind, da auch die Instrumentarien der Erkenntnisgewinnung und die schriftliche Fixierung des Textes universellen Prinzipien folgen. Das Universalienkonzept geht auf Widdowson (1979) zurück, wobei Gläser (1992b, 83f) als wichtigste Vertreter Schwanzer und Ulijn nennt. Es ist jedoch bezeichnend, dass auf eine empirische interlinguale Überprüfung zumeist verzichtet wird. Mitunter beschränken sich die Aussagen auf eine einzige Sprachgemeinschaft.

Die Diskussion um intellektuelle Stile wird insbesondere durch den Hermeneutiker Gadamer und noch stärker durch den Kulturanthropologen Johan Galtung angelegt. Galtung (1981/1983) baut auf der Annahme Gadamers auf, dass sowohl das Denken als auch Formulieren kulturell geprägt sind, und entwickelt daraus seine Theorie der intellektuellen Stile²⁵, die u. a. durch die Arbeiten von Clyne einem breiteren Publikum bekannt wurden (cf. u. a. Gläser 1992b). Kontrastiv-textologische Untersuchungen der Folgejahre hinterfragen die Grundannahmen von Universalien oder Nationalstilen zunehmend und weisen etwa im Kontext des medizinischen Diskurses darauf hin, dass übersprachliche Universalien nur bedingt existieren, da die meisten Textsortenkonventionen sich auf intellektuelle Stile und damit kulturspezifische Merkmale zurückführen lassen. Selbst die internationale *scientific community* der MedizinerInnen kommuniziert in Anlehnung an kulturdeterminierte Modelle, wobei Ylönen/Neuendorff/Effe (1989) von interkulturellen Einflussnahmen ausgehen. Sie weisen etwa darauf hin, dass der „wissenschaftliche Diskurs der Medizin heute zumindest teilweise durch die angloamerikanischen Wissenschaftskultur beeinflusst wird“ (Ylönen/Neuendorff/Effe 1989, 205).

Dass das Universalienkonzept für fachsprachliche Ebenen mit geringerem Fachlichkeitsgrad (cf. 3.1.3, Abb. 6) immer bedeutungsloser wird, da auch der sprach- und kulturübergreifende Bezugsrahmen fehlt, ist offensichtlich. Parallel dazu ist hypothetisch von einem intensiveren Durchgriff kulturspezifischer Vertextungs-

²⁵ Galtung (1981) unterscheidet zwischen sachsonischem, teutonischem, gallischem und nipponischem intellektuellen Stil und nennt für die wissenschaftlichen Kommunikationshandlungen differenzierbare Vorgangsweisen beim Sprechen und Schreiben, die er auf die divergenten Denkweisen und gesellschaftlichen Strukturen zurückführt.

merkmale auszugehen, die – wenn wir den medizinischen Kontext als Beispiel nehmen – etwa Texte der ExpertInnen-Laien-Kommunikation prägen (cf. 3.1.3, Abb. 7). Untersuchungen, die einen intergenerischen Analysemodus erfordern, fehlen allerdings und vor allem für die Verteilerebene sind kontrastive Ansätze nach wie vor eine Seltenheit. Geidel (1995) berichtet für den vertikalen Interaktionskontext von einer kontrastiv-textologischen Initiative, die ein ganzes Textsortenfeld (u. a. Enzyklopädieartikel, populärwissenschaftliche Artikel, Aufklärungsbroschüren etc.) behandelt, um deutsch-französische Vertextungsmuster in der AIDS-Aufklärung herauszuarbeiten. Ihre eigenen Ausführungen bleiben jedoch über die Projektbeschreibung hinaus im intralingualen Bereich haften und führen zu einigen, wenig repräsentativen Ergebnissen für das französische AIDS-Aufklärungsfaltblatt. Ihr Fazit:

Es ist anzunehmen, dass sowohl im intralingualen als auch im interlingualen Vergleich der Textsorte Faltblatt bezüglich der zu untersuchenden Kriterien [u. a. Makrostruktur, Possessivpronomen, Personal- und Objektpronomen] die Gemeinsamkeiten deutlich überwiegen (Geidel 1995, 88),

kann kaum als aussagekräftig gewertet werden, wenngleich sie mit der Forderung nach einer repräsentativen Analyse schließt.

Sprachvergleichende Zugänge anhand von repräsentativen Korpora tun also not, damit das Spannungsfeld zwischen kulturspezifischen Vertextungskonventionen und Universalien besser ausgeleuchtet wird. Dies gilt für die Synchronie ebenso wie für die Diachronie, die als Erklärungszugang wechselseitiger nationalstilistischer Einflussnahmen²⁶ im Speziellen geeignet ist.

Für das vorliegende Untersuchungsobjekt stellt sich die sprach- und kulturvergleichende Perspektive vor allem im historischen Kontext als geradezu unabdingbar heraus, da eine dichte Vernetzung der beteiligten Instanzen (MedizinerInnen, Skriptorien, Königs- und Fürstenhöfe, Druck- und Verlagshäuser, Laienschrift-

²⁶ Pöckl (1995) vollzieht die fachinterne Wandlung des Themenkreises der Nationalstile in Fachtexten von einem tabuisierten Bereich zu einem Modethema nach, indem er die meist aus dem anglophonen Raum stammenden Strömungen, die zu einer Implementierung und Anerkennung des linguistischen Themenkreises geführt haben, diskutiert (u. a. die *Cross-Cultural Studies* didaktischer Prägung, cf. Kaplan 1966, Connor/Kaplan 1987). Seine Überlegungen zum Blickwinkel der ForscherInnen, die sich je nach Ansatz und Herkunft ethnozentristischen oder xenophilen Argumentationen verschreiben, weist deutlich darauf hin, dass etwa die Diskussion um *non-native Academic Englishes* (cf. auch die Arbeiten von Ventola 1987, 1991, Mauranen 1993 sowie Ventola/Mauranen 1996) sich zu einem zentralen Brennpunkt kontrastiv-textologischer Untersuchungen entwickeln könnte. Nicht zuletzt sind zahlreiche Anläufe der *scientific communities* an die Einhaltung von Normen gekettet, die zwangsläufig eine Aufgabe der eigenen Kulturspezifika (und damit Denkmuster) erzwingt.

stellerInnen etc.) im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit selbst im Kontext des Wechsels vom Lateinischen zur jeweiligen Volkssprache gegeben ist und damit ein über Landes- und Sprachgrenzen hinaus reichender Aktionsradius der Regelfall ist. Nicht zuletzt deshalb ist auch die Rolle der Translation im Bereich laienorientierter medizinischer Gebrauchstexte detaillierter zu berücksichtigen (cf. 4.3.5). Unbewusste Brüche mit Textsortenkonventionen, wie sie etwa in Texten von Nicht-MuttersprachlerInnen oder schlechten ÜbersetzerInnen häufig auftreten, zeugen nicht nur von einer Unkenntnis der zielsprachlichen Vertextungskonventionen, sondern gleichermaßen von mangelnder Sensibilisierung für kontrastiv-textologische Belange, die auch ein Ausnutzen des von der Textsorte vorgegebenen Gestaltungsspielraumes (cf. 3.1) unmöglich macht. Sprachkenntnisse müssen demgemäß auch auf der Ebene von Textsorten vermittelt werden, damit in der Zielkultur ein situationsadäquates sprachliches Handeln möglich wird.

Es verwundert damit auch wenig, dass bereits Reiß (1976) in ihrem Vorschlag einer übersetzungsunterstützenden Texttypologie die große Bedeutung textsortenspezifischen Fremdsprachenwissens betont. Denn sowohl das Wissen um grammatikalische Regeln als auch lexikalische Kompetenzen sind nur dann zielgerichtet einsetzbar, wenn auch die konventionellen Textsortenregularitäten durchdrungen werden und auf diese Weise inhaltlich, formal und funktional adäquate Zieltexte produziert werden können. Dazu gehört auch das Wissen um einen angemessenen sprachlichen Duktus der im Spannungsfeld zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit stehenden Diskurs- und Sprechtraditionen (cf. Schlieben-Lange 1983) der jeweiligen Kultur.

Für den Erwerb eines solchen – auch auf die fachliche Textualität – bezogenen Wissens ist meist eine mehrjährige fachkommunikative Sozialisierung in der betreffenden *scientific community* und Sprachkultur notwendig. Die umfangreichen Arbeiten zu akademischen Schreib- und Argumentationsstilen (cf. etwa Galtung 1981, Swales 1990, Mauranen 1993, Ventola/Mauranen 1996, Ravelli/Ellis 2004, um nur einige Arbeiten mit unterschiedlicher Ausrichtung zu nennen) haben bereits deutlich gemacht, wie sehr kulturelle Spezifika in die international und damit interkulturell relevante Theorieebene hineinspielen und dort zu Differenzen führen, z. B. zur Veröffentlichungsverweigerung von Artikeln durch *Journal*-Redaktionen oder ReviewerInnen aufgrund unterschiedlicher, nicht der eigenen Sprachkultur entsprechenden Vertextungsmuster (cf. der Forschungsbereich der *non-native academic Englishes*). Die hinsichtlich des Kommunikationsradius lokaler besetzten Ebenen der Werkstätten- und Verteilersprache sind vermutlich durch die regionale und lokale Bindung kulturellen Besonderheiten in noch größerem Maße unterwor-

fen. Dies gilt etwa auch für Presstextsorten, deren Vertextung bei international rezipierten Printprodukten anders geartet ist als etwa bei ausschließlich lokal erhältlichen Zeitungen.

Die Sprach- und Kulturgebundenheit von Textsorten stellt im Sinne der *Kontrastiven Textologie* eine Kategorie dar, die für die spezifische Ausformung textueller Merkmale verantwortlich zeichnet und deshalb im Zuge der Analyse von Textsorten ernst zu nehmen ist. Analytisch-methodisch wird dabei meist zwischen der Ebene der Sprachgemeinschaft, der Gemeinschaft jener Sprecher zusammengefasst, die sich einer Sprache in ihren täglichen Kommunikationshandlungen bedient, unabhängig von ihrer geographischen Verortung. Es handelt sich folglich bei vielen Sprachen (z. B. dem Spanischen, Französischen, Portugiesischen, Englischen, aber auch dem Deutschen) um einen umfassenden Kommunikationsbereich, der eine Vielzahl zumeist miteinander vernetzter kommunikativer Haushalte und damit eine enorme Binnendifferenzierung aufweist. Der Zugang über die Sprachgemeinschaft erlaubt zwar aus linguistischer Perspektive sinnvolle Abstraktionen (etwa zur Generierung von sprachvergleichenden Studien, deren Sinnhaftigkeit in der Fremdsprachendidaktik unbestritten ist), greift jedoch bei der Mehrheit der Textsorten zu kurz. Vor allem Textprodukte, deren Rezeption auf lokale bzw. regionale Ebenen beschränkt ist (und dies ist bei sehr vielen Gebrauchstextsorten der Fall) bedürfen einer Analyse auf der Kommunikationsgemeinschaft, da kultur- und varietätenspezifische Vertextungsmuster vielfach auf engere Räume und kleinere Gruppen beschränkt sind (cf. die Erkenntnisse aus dem Bereich der Ethnografie der Kommunikation).

Für große transkontinentale Sprachkulturen manifestiert sich dadurch wiederum die Notwendigkeit variationslinguistischer wie auch kulturalistischer Differenzierung, d.h. der intrasprachlichen Kontrastierung. Bhatia (1993) zeigt dies etwa für wirtschaftskommunikative Textsorten des Englischen mit Moderne Zugriffe der kulturalistischen Medientextanalyse (cf. Luginbühl 2014) beschreiten eben diesen Weg.

Die Einbindung der diachronischen Dimension (und damit auch der *Historischen Pragmatik*, cf. 2.1.2.4) ist in der *Kontrastiven Textologie* bislang eher selten, aber durchaus zielführend (cf. Eckkrammer 2010). Ebenso selten ist ein spezielles Augenmerk auf dem thematischen oder funktionalen Textsortenrepertoire, in dem eine Textsorte intertextuell agiert (cf. Adamzik 2000a, 2001b). Auch varietätenlinguistische Ansätze fanden lange Zeit kaum Berücksichtigung, werden jedoch in der romanistischen Diskurstraditionenforschung immer häufiger behandelt (cf. etwa Carrera de la Red/Zamora Salamanca 2015).

Auf methodischer Ebene empfiehlt sich innerhalb der kulturorientierten Linguistik für kontrastiv-textologische Untersuchungen vorerst die Sprachgemeinschaft als

analytischer Ausgangspunkt, insbesondere zur Bestimmung des *status quo* bzw. der Evidenz einer Textsorte innerhalb verschiedener Sprachgemeinschaften. In einem zweiten Schritt ist – je nach Erkenntnisinteresse – eine mikrospatiale, intrasprachliche Sichtung sinnvoll, da sie erlaubt, Kon- und Divergenzen in der (diachronischen) Präsenz, funktionalen Ausrichtung und Vertextung einer Textsorte innerhalb verschiedener Kommunikationsgemeinschaften zu erkennen. In der vorliegenden Studie agieren wir durch den diachronischen Fokus sowie die Einbindung von Medienwechselphänomenen gezwungenermaßen auf der Ebene der Sprachgemeinschaften, wobei an relevanten Stellen sowie in der historischen Dimension, z. B. beim Erscheinen spanischsprachiger Seucheninformation für ein Laienpublikum auf amerikanischem Boden, kommunikationsgemeinschaftlichen Divergenzen ebenfalls Tribut gezollt wird (cf. 4.3 sowie 6).

Für mündliche Texte, die aus kontrastiv-textologischer Perspektive bis dato ebenso ein Stiefkind repräsentieren, wird die interkulturelle Perspektive um einige Aspekte reicher, methodisch gleichzeitig komplexer. Durch die Synchronizität der Kommunikation sowie der Kopräsenz der KommunikationspartnerInnen in der *Face-to-Face*-Interaktion werden nicht nur non-verbale Elemente relevanter, sondern auch die wechselseitige Beeinflussung der Kommunizierenden, die aus *ad hoc* Anpassungen an fremde Konventionen geschehen kann (cf. z. B. S. Günthner 1993 zu deutsch-chinesischen Gesprächen). Insofern stellt auch die Analyse ‚konzeptionell mündlicher‘ (cf. 3.3.2) per Schriftmodus vermittelter Kommunikate, wie wir sie seit der digitalen Wende immer häufiger produzieren und rezipieren, eine neue Herausforderung der *Kontrastiven Textologie* dar; dies nicht zuletzt, da die kulturelle Zugehörigkeit der InteraktandInnen z. B. in virtuellen Kommunikationskulturen vielfach nicht mehr eindeutig nachvollziehbar sind und die kulturellen Grenzen damit im ‚globalen Dorf‘ zunehmend verschwimmen.

Luger (1997) prognostiziert in Bezug auf die interkulturelle Kommunikation des globalen Zeitalters, dass die kulturellen Identitäten zunehmend hybride Prägungen ausbilden, so dass die Lebensweisen und damit die Kommunikation am besten zwischen Globalität und Lokalität als transkulturelle Identitäten zu verstehen sind. Die Sprachkulturen und deren Versprachlichungskonventionen treten folglich stärker in Kontakt, um im Rahmen eines synkretistischen Zusammenwirkens in modernen multikulturellen Gesellschaften katalysatorisch auf den Textsortenwandel einzuwirken (cf. 3.1.2). Die betreffenden Aneignungsmechanismen können ein- und mehrdimensional sein und je nach kulturoptimistischer oder -pessimistischer Sichtweise positiv oder negativ bewertet werden. Während globalisierungskritische Stimmen gerne vor der Gefahr einer globalen Anglisierung durch die weltweiten

Computernetze warnen, nehmen andere den Prozess als synergetisch und fruchtbar wahr. In jedem Fall zeigt sich, dass bei der Ausformung transkultureller Identitäten sowie in der interkulturellen Kommunikation im Allgemeinen die Charakteristika und Reichweite der verwendeten Medien eine tragende Rolle spielen, ein Faktor, der die Brücke zu unserem nächsten theoretisch-methodischen Angelpunkt bildet.

2.1.2.6 Ansätze einer (kontrastiven) Medienlinguistik

Im Zuge einer ersten umfangreicheren Untersuchung zwischen digitalen und traditionellen gedruckten Formen ausgewählter kommunikativer Handlungsmuster haben wir für eine *Kontrastive Cybertextlinguistik* plädiert (Eckkrammer/Eder 2000, 21), wobei dabei mit dem Präfix *Cyber-* bewusst auf sämtliche Texte referiert wurde, die durch die Ebene der computervermittelten Textproduktion und Kommunikation hinzukommt und nicht nur Hypertexte. Dies hängt mitunter auch damit zusammen, dass E-Texte zum Zeitpunkt der Korpuskompilation ein sehr häufiges mediensprachliches Phänomen repräsentierten, dessen Textmuster mit den analogen Pendanten weitgehend übereinstimmten. Aus zeitgenössischer Perspektive, in der nur mehr eine Minderheit der schriftlich kursierenden Texte ohne Computer konzipiert wird und damit das Schreiben auf der Tastatur zu einem zentralen kulturellen Paradigma geworden ist, scheint uns eine Neuausrichtung dieser Forderung nach einer Ausweitung des linguistischen Forschungsinteresses auf die intermediale Ebene und damit auf jene der Medienlinguistik (zur hier angewandten Definition von Medium cf. 3.3.1) notwendig. Gleich bleibt jedoch die Motivation, denn es steht außer Zweifel, dass jene Dispositive, die wir zur Generierung, Bewahrung und Vermittlung von Wissen, Information, Unterhaltung oder Identität verwenden, auf die textuelle Ausformung und damit die Interpretation und Verständlichkeit der Texte nachhaltig wirkt (cf. u.a. Bolz/Kittler/Tholen 1994).

Das Interesse der Linguistik am Sprachgebrauch in den Medien erwacht vor etwa einem halben Jahrhundert im Zuge des Aufstiegs der modernen Massenmedien, wobei vor allem die Germanistik hier den Weg bereitet und eine enorme Kontinuität und Entwicklungsdichte aufweist (cf. u.a. Burger 1990, Lüger 1995, Möhn/Roß/Tjarks-Sobhani 2001, Ziegler/Dürscheid 2002, Burger/Luginbühl 2005, Luginbühl 2014). Auch die romanistische Forschung wendet sich im Sog der Textlinguistik und Pragmatik in den 1970er Jahren bereits vermehrt Pseudotexten zu (cf. u.a. Paulus 1976, Lüger 1976, Reiss 1977/78), von sichtbaren Konturen einer romanistischen Medienlinguistik kann jedoch erst in den 1990er Jahren gesprochen werden (cf. u.a. Handler 1995, Haase 1997, Helfrich/Klöden 1998), als die Ent-

wicklung der neuen Medien den Forschungsbereich zu neuen Höhen treibt. Die Philologen können angesichts der immer offensichtlicheren Auswirkungen des *digital turn* nicht mehr die Augen verschließen und wenden sich intensiv medienlinguistischen Fragestellungen zu (cf. u.a. Bucher 1996, Herring 1997, Kallmeyer 2000, Dürscheid 2003, Schmitz 1999a, 2004, Beißwenger/Storrer 2005, Siever/Schlobinski/Runkehl 2005).

Bucher (1999) fasst die methodischen Zugriffe der sprachwissenschaftlichen Forschung an Medien(texten) zusammen, wobei die Linguistik v.a. auf angestammte Instrumente der Text- und Diskursanalyse zurückgreift (cf. für die Romanistik Hennemann/Schlaak 2015). Da die Einzelsprache auch aufgrund der verschiedenen Kommunikationskanäle ein breites Spektrum an Varietäten ausformt, hat die Linguistik sich, wenn sie der Realität des Sprachgebrauches nicht hinterherhinken will, mit diesen verschiedenen Ausformungen von Sprache zwangsläufig zu befassen, damit auch mit CMC (Computer Mediated Communication). Bei der Mehrheit der bisherigen medien sprachlichen Ansätze in der Romanistik zeichnet sich jedoch ab, dass es vorrangig um den einzelsprachlich fundierten Blick auf Sprache in einem bestimmten (massenmedialen) Vermittlungskanal bzw. punktuelle Vergleiche geht. Das Medium lässt je nach technischer Ausformung unterschiedliche formale, modale und sprachliche Gestaltungsmöglichkeiten zu, die für die Ausprägung des medialen Varietätengefüges verantwortlich sind. Die medienvarietätenspezifische Beschäftigung erreicht jedoch kaum oder wesentlich seltener die übereinzelsprachliche diskursive Ebene, deren Hinzuziehung Koch (1997) vehement einfordert. Die Legitimität des einzelsprachlichen Zugangs ist allerdings dahingehend zu rechtfertigen, dass das Funktionieren medien sprachlicher Varietäten *bottom-up* anhand ihrer Produkte am einfachsten analysiert werden können, da der Zugriff auf Produktions- (cf. Perrin 2001, 2006) und Rezeptionsprozesse wesentlich schwieriger aber ebenso lohnend ist, um die Vertextungsmuster zu verstehen.

Welchen Anteil an der formalen wie inhaltlichen Gestaltung eines Kommunikats bzw. einer Textsorte das Medium hat, lässt sich, so scheint uns, nur unter Hinzuziehung der übereinzelsprachlichen Diskursstränge eruieren. Helfrich (1998, 3) spricht diese Problematik bereits implizit bzw. ansatzweise an. Die Mehrheit der Beiträge des Sammelbandes (Helfrich/Klöden 1998) greift diesen Zugang jedoch nicht auf:

Des weiteren ergibt sich die Vielfalt des Varietätensystems Mediensprache durch die spezifischen Versprachlichungsstrategien, die die verschiedenen Diskursformen und Textsorten zur Verfügung stellen; so verfolgen Überschrift, Reportage, Leitartikel, Bericht, Nachricht, Kurzmeldung, Interview, Talk-Show, Werbespot bzw. -anzeige

etc. unterschiedliche Zielsetzungen und Strategien und fallen außerdem je nach Medium unterschiedlich aus. Auf der Ebene der Textkonzeption wird dies noch davon überlagert, ob ein eher nächsprachlicher oder distanzsprachlicher Effekt erzielt und in welchem Grad dieser realisiert werden soll. (Helfrich 1998, 3)

Im Zuge des Ausbaus der Medienlinguistik manifestieren sich auch zunehmend vergleichende Arbeiten, die für den vorliegenden Gegenstandsbereich von besonderer Bedeutung sind. Formulieren wir hier als Ziel die Stärkung einer *Kontrastiven Medienlinguistik* doppelter Prägung wie sie Lüger/Lenk (2008) oder Hauser/Luginbühl (2010) bereits mit unterschiedlichen Dimensionen vor Augen führen (mittlerweile hat das Forschungsfeld eine eindrucksvolle Dichte erreicht), dann scheint uns vorrangig daran gelegen, Textsorten sowohl intermedial als auch sprach- und kulturvergleichend zu untersuchen, um den übereinzelsprachlichen Diskurstraditionen ebenso nachzuspüren wie den einzelsprachlichen Partikularitäten und Ausprägungen. Auch der Umgang mit medialen Veränderungsprozessen ist kulturell geprägt, so dass ein kontrastiver Ansatz insbesondere für Szenarien des Medienwechsels (zur Definition cf. 3.3.1) unabdingbar ist. Verweist ein neues Medium ein angestammtes des Ortes und übernimmt wichtige kommunikative Funktionen desselben, während das angestammte Medium in bestimmte Kontexte abgedrängt wird, dann ändern sich auch die Realisierungsformen von Textsorten. Damit hat eine solche Forschungsrichtung stets auch eine diachronische Aussagekraft, da die angestammten, historisch vorzeitigen, konventionellen Vertextungsschemata mit jenen verglichen werden, die durch neue technische, soziokommunikative und ökonomische Vorgaben bestimmt werden. Dass eine solche kontrastiv ausgerichtete Medienlinguistik vor allem in Zeiten, in denen sich ein Medienwechsel gerade vollzieht von besonderer Relevanz ist, zeigt sich bereits daran, dass Produkte und Prozesse kontinuierlich beobachtet und nicht erst *ex post* untersucht werden können. Wichtig ist in diesem Zusammenhang das Selbstverständnis der jeweils neuen Medien, die sich im Zuge medialer Wandelerscheinungen einen Platz in der Gesellschaft erobern, denn dieses Selbstverständnis determiniert letztendlich auch den sprachlichen Duktus innerhalb des jeweiligen Mediums.

Gehen wir von den vier bei Helfrich (1998, 5) extrapolierten, sich überlappenden Grundfunktionen von Medien aus

- (1) Informationsvermittlung
- (2) Meinungsbildung/Manipulation
- (3) Unterhaltung
- (4) Identitätsbildung,

dann gilt es stetig die Rollen und Funktionen der Medien neu auszuhandeln sowie deren spezifischen Beitrag, diese Grundfunktionen zu bedienen. Insbesondere im Zuge eines fundamentalen Medienwechsels ist jedoch mit tieferegreifenden Redefinitionen der medialen Selbstverständnisse zu rechnen. Während ein Medium nach und nach den Unterhaltungsaspekt betont, z. B. das Fernsehen unter dem Schlagwort *Infotainment* seit den 1980er Jahren, kann ein anderes einen zentralen Stellenwert in der kulturellen Identitätsfindung einnehmen, z. B. die digitalen Medien in der finnischen Gesellschaft des 21. Jahrhunderts.

Eine *Kontrastive Medienlinguistik* kann über die empirische Analyse diese Verschiebungen im Detail nachweisen und sich damit der Dimension der gegenseitigen Beeinflussung verschiedener Medien ausgehend von konkreten kommunikativen Handlungsmustern annehmen. Der Blick auf unterschiedliche Medien-Usancen in verschiedenen kommunikativen Haushalten ist damit ebenso freigelegt. Als Fazit gilt damit der Vorsatz, textlinguistische Untersuchungen, die wie die hier vorliegende Medienwechselphasen beinhalten, so kontrastiv-medienlinguistisch als möglich anzulegen, um dadurch eine weitere Erklärungsgrundlage für Wandelerscheinungen in der Vertextung bereitzustellen.

2.1.2.7 Der Weg zum Ziel: computergestützte Korpuslinguistik

Die enorme Menge theoretisch-methodischer Literatur zur Korpuslinguistik würde die Konstitution einer eigenen Subdisziplin, die vielfach auch propagiert wird, durchaus suggerieren. Es ist uns in dieser konzisen Annäherung damit kaum möglich, den verschiedenen Ansätzen und Ausprägungen voll und ganz gerecht zu werden. Wir optieren folglich für einen auf die Analysepraxis bezogenen Standpunkt, der davon ausgeht, dass ein Teil unserer textlinguistischen Untersuchung die Analyse von Textdaten darstellt, die unter bestimmten Auswahlkriterien (cf. 5) und zugeschnitten auf ein spezifisches Erkenntnisinteresse kompiliert wurden. Da diese Textsammlung einer *per definitionem* „endlichen Menge von konkreten sprachlichen Äußerungen, die als empirische Grundlage für sprachwissenschaftliche Untersuchungen dienen“ (Bußmann 1990, 155) entspricht, basiert die Analyse folglich auf einem Textkorpus, das wir als DIALAYMED (*DI*Achronic corpus of *L*AY-oriented *M*EDical texts) bezeichnen (zur Benennung cf. 5.1).

Die mühsame Kompilation der Daten, auf der Grundlage von Originaltexten und mikroformbasierten Reproduktionen (Manuskripten, Inkunabeln, Drucken und Hypertexten) sowie unterschiedlichen Editionsformen (cf. im Detail 5) machte mehr als ein Mal deutlich, dass die Zusammenstellung aussagekräftiger digitaler

Korpora nicht von ungefähr in den meisten Fällen aus wohlgeplanter, auf mehrere Jahre konzipierter Teamarbeit resultiert (cf. auch die rezente Kompilation des *Corpus of Middle English Medical Texts*, kurz MEMT, bei dem ausschließlich auf bereits editiertes Material zurückgegriffen wurde). Allerdings stand der einzelkämpferischen Herausforderung das Argument entgegen, dass ein multilinguales diachronisches Korpus in digitaler Form an sich, aber vor allem im romanistischen Kontext, einen gewissen Innovationswert in sich trägt. Nicht zuletzt galt es dadurch die Möglichkeiten und Grenzen dieses heute nicht nur in der Linguistik boomenden Ansatzes auszuloten, der sich vor allem bei Forschungsvorhaben, die generische Entwicklungen eingebettet in ihrem soziolinguistischen Kontext nachspüren als zielführend erwiesen haben (cf. etwa die Ergebnisse in Taavitsainen/Pahta 2004). Die Hauptgründe für die digitale Aufbereitung lagen damit einerseits in der Möglichkeit der schnelleren Analyse bestimmter Vertextungsmuster (v.a. zur Überprüfung bestimmter Strukturen) und andererseits – und dies in größerem Maß – in dem Umstand, ein dynamisch ausbaubares und damit längerfristig als Analysegrundlage einsetzbares Korpus zu entwickeln.

Korpuslinguistische Explorationen sind in vielen Disziplinen und insbesondere in den verschiedenen Verzweigungen der Sprachwissenschaft heute nicht mehr wegzudenken. Sie setzen intensiv zu einem Zeitpunkt ein, da dem Computer als Werkzeug eine immer wichtigere Rolle zukommt (cf. Bergenholtz/Schaeder 1979), gelten aber schon lange zuvor als ‚das‘ probate Mittel der empirischen Forschung und dies auch in anderen Disziplinen (z. B. der Sozial- und Kommunikationswissenschaften oder auch der Psychologie). In der Sprachwissenschaft arbeitet spätestens seit der Digitalisierungswende der 1980er Jahre die größte Gemeinschaft der KorpuslinguistInnen mit englischen Sprachdaten bzw. im anglophonen Bereich²⁷. Eine Fülle an einschlägigen Publikationen macht dies deutlich (z. B. Aijmer/Altenberg 1991, 1996, Biber/Conrad/Reppen 1994, 2000, Garside/Leech/McEnry 1997, Botley/McEnry/Wilson 2000, um nur einige wenige zu nennen). Aber auch die anderen Neuphilologien, die Altphilologien sowie die vom Sprachvergleich zehrende Translationswissenschaft beforschen mittlerweile intensiv Texte auf der Grundlage digitaler Korpora (cf. z. B. Danielsson/Ridings 2000, Bubenhof-er 2009). Durch die Möglichkeit mit stetig größeren Datenmengen zu hantieren, verändert sich nicht zuletzt das linguistische Forschungsparadigma.

²⁷ Die Einrichtung eines eigenen Lehrstuhls für Korpuslinguistik an der Universität Birmingham, die über ein eigenes Zentrum für Korpuslinguistik verfügt, macht dies neuerlich deutlich.

With text corpora, the whole research paradigm in linguistics is changing: the focus of linguistic analysis has shifted to actual language in use instead of individual examples of structures that in reality may be rare. (Pahta/Taavitsainen 2004).

Die Frage nach einer eigenen theoretischen Verankerung, um die Korpuslinguistik von einer computer-unterstützten Linguistik zu unterscheiden, taucht bereits früh auf (cf. z. B. Fillmore 1992).

In der Romanistik agiert sowohl die Sprach- als auch die Literaturwissenschaft seit jeher mit strukturierten Sammlungen sprachlicher bzw. textueller Daten, wobei die technologischen Entwicklungen der vergangenen drei Dekaden, nicht nur dazu führte, dass eine stetig wachsende Menge an Sprachdaten in Korpora verarbeitet werden kann, sondern dies auch immer präzisere Abfragen und Ergebnisse erlaubt (cf. die geolinguistischen Forschungen der vergangenen Dekade haben dies eindrucksvoll vor Augen geführt). Aber auch Volltextkorpora sind in der romanistischen Linguistik in den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts mehr und mehr ins Zentrum des Interesses gerückt. Die digitalen Korpora wurden immer vielfältiger, erfassten mehr und mehr historische Sprachstadien (für das Französische cf. Stein 1995, 2003) und inkludierten stets komplexere Annotierungen. Als rezente Entwicklung ist die zunehmende Hinwendung zu oralen Sprachdaten, die bei der Korpuskompilation aufgrund des Transkriptionsaufwandes meist hintenan stehen, zu erwähnen (cf. die Beiträge zu den Freiburger Fachtagungen).

Die Prognose von Svartvik (1996), dass die digitale Korpuslinguistik sich zum *Mainstream* linguistischer Analysemethoden entwickelt, kann in jedem Fall bestätigt werden. Dies macht jedoch einen Blick auf korpuslinguistische Entwicklungen umso notwendiger, da die moderne Korpuslinguistik zweifellos auch gewisse Gefahren in sich birgt, die ein genaues Ausloten der Nutzen und Risiken moderner korpuslinguistischer Methodik zur Beantwortung von philologischen Fragestellungen notwendig macht.

Vorab sei klargestellt, dass die Korpuslinguistik in der vorliegenden fachtextlinguistischen Untersuchung als Mittel zum Zweck dient. Wir betrachten sie folglich nicht als eigene Disziplin, sondern als jenes Instrumentarium, das es uns ermöglicht, die Evolution sprachlicher Interaktion eines spezifischen Objektbereiches diachronisch sowie sprachvergleichend zu beobachten. Wir stimmen dabei mit Kennedy (1998) überein, der festhält:

Corpus linguistics is not an end in itself but is one source of evidence for improving descriptions of the structure and use of languages, and for various applications, including the processing of natural language by machine and understanding how to learn or teach a language. (Kennedy 1998, 1)

Demzufolge steht am Beginn unserer Beobachtungen die Feststellung, dass weder jede Verwendung einer (elektronisch-verarbeiteten) Textsammlung einen korpuslinguistischen Ansatz impliziert, noch jede Sammlung von sprachlichen Äußerungen ein (linguistisches) Korpus repräsentiert. Als Differenzierungskriterium gilt die Funktion der Textsammlung als erkenntnisgenerierende empirische Basis bei der Beantwortung (sprach)wissenschaftlicher Fragestellungen sowie die ihr dadurch eigene Systematizität. Die Korpuslinguistik existiert somit bereits lange vor dem Computer-Zeitalter, erlebt jedoch einen deutlichen Aufschwung durch die zunehmende Hinwendung auf transphrastische Phänomene und damit die Textebene. Der dadurch wachsenden Komplexität und Menge an Sprachdaten ab den 60er Jahren kommt der computertechnische Fortschritt der letzten drei Dekaden entgegen, so dass die Verwendung elektronischer Speichermedien und computerlinguistischer Algorithmen es heute erlaubt, selbst große Datenmengen in relativ kurzer Zeit systematisch auf sprachliche Merkmale zu durchsuchen.

Die linguistischen Fragestellungen, die anhand von digitalen Korpusanalysen beantwortet werden, konvergieren jedoch durchaus mit jenen, die früher anhand von manuellen Korpusanalysen vollzogen wurden, denn das Erkenntnisinteresse der Disziplin verändert sich nur punktuell. Neu ist allenfalls, dass Korpora

- mit wesentlich umfangreicheren Textmengen und somit präziser zur Beantwortung quantitativer aber auch qualitativer Fragestellungen der Linguistik herangezogen werden können,
- zunehmend in der Sprachdidaktik eingesetzt werden (*learner corpora*)
- in annotiertem Zustand als zentrale Informationsquellen im Translationsprozess Anwendung finden,
- Produkte virtueller Textualität, die betroffene Disziplinen mehr und mehr in den Bann ziehen, bereits in elektronisch kodierter Form vorliegen und sich somit für computergestützte Ansätze der Korpuslinguistik geradezu anbieten sowie
- die Erhebung umfangreicher statistischer Sprachdaten ermöglichen.

Als Grund für dieses Vordringen von Korpora in neue Anwendungsbereiche kann somit gesehen werden, dass einerseits die Textmenge, die ohne größeren Aufwand in ein digitales Korpus integriert werden kann, durch den Siegeszug der Neuen Medien rasant anwächst und aktuelle Entwicklungen auf eine zunehmende Digitalisierung des bestehenden Textkanons hinweisen. Digitalisierung wird vielfach mit breiter Urbarmachung und Bewahrung gleichgesetzt (cf. Tendenz zu virtuellen Bibliotheken etc.), wengleich die Perseveranz und Lesbarkeit elektronischer

Datenträger angesichts der rapiden technologischen Entwicklung wesentlich intensiver in Frage zu stellen ist als jene des guten alten gedruckten Buches.

Bedeutsam ist neben der intendierten Funktion der Textsammlung die Tatsache, dass ein (elektronisches) Korpus mit wahllos durcheinandergewürfelten Texten einer oder mehrerer Sprachen an sich noch gar nichts bedeutet. Die Kunst liegt – wie schon in früheren Zeiten – einerseits darin, anhand einer Sammlung von Sprachdaten interessante Fragen zu beantworten. Andererseits besteht die zweite Kunst – ebenfalls parallel zum prädigitalen Zeitalter – in der systematischen Zusammenstellung, Strukturierung und Kodierung einer solchen Textsammlung, um Abfragen in großen Datenbeständen zu ermöglichen. Die Schwierigkeiten liegen bei der computergestützten Korpusanalyse auf diese Weise auch nicht in der Verwendung des Computers, sondern vielmehr in der Formulierung der Fragestellung sowie in der Kompilation der richtigen Texte, folglich dem Korpusdesign, sowie der sorgfältigen Annotierung, den Parsern und einer entsprechenden Auswertung und Interpretation. Sind diese Faktoren wohldurchdacht, so steht der Lösung der Fragestellungen wenig im Weg.

Die interessantesten Ergebnisse linguistischer Korpusanalyse gehen, wie Kennedy (1998, 2f) unumwunden feststellt, arbeitstechnisch vielfach aus Mischformen zwischen traditioneller manueller Analyse und moderner computerphilologischer Vorgangsweise hervor. Eine ebensolche hybride Vorgangsweise wird im Rahmen der vorliegenden Untersuchung praktiziert, da nur jene Textelemente annotiert werden, bei denen eine computergenerierte Auswertung sinnvoll erscheint (konkret dazu cf. Kap. 5). Überdies ist die Annotierung von multimodalen Texten vor allem bei einem hohen Grad an Überlappung zwischen piktorialem und verbalem Text ein komplexes Unterfangen (cf. Eckkrammer 2004a). Bisherige Korpusanalysewerkzeuge konzentrieren sich vorrangig auf verbale Textdaten, und nur sehr selten auf Bilddaten, eine Problematik, mit der linguistische Forschungsinitiativen mit multimodalem Fokus durchwegs zu schaffen machen (z. B. auch dem Bremer Projekt, das dazu ein eigenes Modell entwickelt hat, cf. Bateman/Delin/Henschel, 2004). Dementsprechend werden die Grenzen elektronischer Korpusanalyse in der modernen Textlinguistik vor allem im Kontext stark typo- und topografisch determinierter multimodaler Textsorten offenbar (z. B. einer Plakatwerbung). Die jeweilige Semiose des Textes, bei der die Position des verbalen und bildlichen Textes und deren Überlappung für die Aussage eine zentrale Rolle spielen, geht in den meisten Fällen durch die Digitalisierung verloren oder erlaubt im digitalen Vollbildzustand (mit bestehenden Analysewerkzeugen) nur in den seltensten Fällen eine Bearbeitung. Die fehlende räumliche Verortung von Bild und verbalem Text

im Raum muss demgemäß ebenfalls durch eine manuelle Sichtung kompensiert werden. Wir verzichten folglich je nach linguistischem Erkenntnisinteresse auf eine elektronische Analyse, da für die Entwicklung eines eigenen digitalen Werkzeuges Fachkompetenzen notwendig sind, über die ich nicht verfüge und der für den Zukauf von Fremdleistungen notwendige Kostenaufwand sich erst bei großangelegten Projekten rechnet. Für ein weiteres Ausbaustadium des DIALAYMED ist eine elektronische Annotierung der in den Text eingebundenen visuellen Elemente allerdings durchaus anzudenken (etwa unter Verwendung der im GEM-Projekt der Universitäten Bremen/D und Sterling/GB entwickelten Werkzeuge, cf. 5.1.1.2).

In Bezug auf die generellen Stärken korpuslinguistischer Initiativen sei zuletzt auf die Lexikografie und Lexikologie verwiesen, die in stetig wachsenden Maßen von der Korpuslinguistik profitieren, da etwa anhand eines bestehenden Referenzkorpus einer Sprache in vergleichsweise kurzer Zeit verlässliche Aussagen zur Semantik der Lexeme sowie deren häufigste Kollokationen etc. getroffen werden können. Das Filtern und Kategorisieren von übereinstimmenden Kollokationen, Phrasemen etc. anhand spezifischer Algorithmen sind mit dem Computer ein relativ einfaches Unterfangen geworden (cf. Sinclair 1991, Ooi 1998 bzw. mehrere Beiträge in Barnbrook/Danielsson/Mahlberg 2005).

Diachronische Korpora erfordern spezielle Fürsorge, da von variablen Sprachständen und damit einer beträchtlichen Variation auf der graphematischen Ebene, sondern auch hinsichtlich der Morphosyntax ausgegangen werden muss. Will ein diachronisches Korpus ein hohes Maß an Vergleichbarkeit und Repräsentativität an den Tag legen und gleichzeitig den Charakter eines vielschichtig verwendbaren Referenzkorpus annehmen, zeigen sich mehrere Problemstellen:

- 1) der Umstand, dass eine Reduktion des linguistischen Forschungsinteresses auf die schriftsprachliche Ebene vorzunehmen ist (die auch im vorliegenden Fall zutrifft), da genuine Oralität nicht rekonstruierbar ist,
- 2) die Unmöglichkeit, ein für alle Sprachstadien hinsichtlich der Register und der Variation repräsentatives Korpus zu generieren, da die Alterität früher schriftsprachlicher Interaktion nach wie vor groß ist, und
- 3) aufgrund praktischer Zwänge. Denn mittelalterliche Texte sind beispielsweise vielfach nicht in ausreichender Anzahl und Qualität (d.h. in philologischer und nicht historischer Edition) verfügbar, um die Vergleichbarkeit von Perioden zu garantieren (cf. bisherige Initiativen wie etwa das spanische CORDE Korpus, die französische TFA-Datenbank oder das englische ARCHER-Korpus).

Wiederum scheint eine Lösung in der Kompilation von Korpora zu liegen, die zur Lösung spezifischer Fragestellungen geschaffen werden, und etwa, wie im vorliegenden Fall, darauf abzielen in repräsentativer und vergleichbarer Art und Weise einen spezifischen sprachlichen Interaktionsbereich abzubilden, um ihn in der Folge einer Analyse zu unterziehen. Es geht damit um die Zuhilfenahme eines *tertio comparationis*, etwa funktionaler Natur, das darüber entscheidet, inwieweit ein Text für das Korpus relevant ist oder nicht. Damit bestimmt auch das Forschungsinteresse über das Korpus und nicht umgekehrt, das Korpus die Forschungsaufgaben, wie dies im Zuge von Analysen großer Referenzkorpora offensichtlich in Mode gekommen ist (ohne auf die Sinnhaftigkeit dieser Sprachdatenerhebung noch auf eine sorgfältige Interpretation und Kontextualisierung der Ergebnisse Wert zu legen).

Ein diachronisches, womöglich sogar auf ein spezifisches kommunikatives Handlungsmuster (in seinen unterschiedlichen historischen Ausprägungen) beschränktes Korpus, kann in punkto statistischer Aussagekraft mit einem umfassenden Referenzkorpus einer Sprachgemeinschaft freilich kaum auf einer Ebene stehen. Dem Vorwurf, mit einem riesigen Referenzkorpus nicht gleichziehen zu können, war auch das aus rund 1,5 Millionen Wörtern bestehende *Helsinki*-Korpus, das erste umfassende diachronische Korpus des Englischen, mehrmals ausgesetzt, und dies obgleich die Initiative auf dem Weg der Lösung diachronischer Fragestellungen bemerkenswerte Vorarbeit leistete (cf. Rissanen/Kytö/Pallander-Collin 1993).

Die Diachronie bringt zweifellos Beschränkungen mit sich, die sich jedoch im Kontext eines auf einen kommunikativen Handlungsbereich fokussierten Spezialkorpus durch etliche Vorteile aufwiegen lassen. Taavitsainen (1993) betont bereits die große Aussagekraft genrespezifischer Analysen im diachronischen Kontext, stellt gleichzeitig aber lapidar fest: „genre or period styles are often mentioned in the literature, but their development in a longer perspective still needs charting“ (Taavitsainen 1993, 172). Die Gründe, warum bis dato nur wenige umfangreiche digitale diachronische Korpora für spezifische Handlungsbereiche der (Fach)Kommunikation vorliegen, sind offensichtlich:

- Die für das Korpus relevanten Textexemplare müssen in mühsamer Kleinarbeit recherchiert, sorgfältig ausgewählt und im Vorfeld bereits im Detail viduiert werden, insbesondere wenn es sich um bisher wenig behandelte utilitaristische und keine literarischen Texte handelt²⁸. Die generische Bezeichnung

²⁸ Dass eine Grenzlinie zwischen den beiden Bereichen für die frühe fachkommunikative Textualität des Spätmittelalters sowie der frühen Neuzeit problematisch ist, sei hier nicht verschwiegen. Auch für den medizinischen Bereich lassen sich sprachübergreifend zahlreiche Fachtexte in Versform nachweisen, deren belletristischer Wert nicht zu unterschätzen ist.

des Textes im Titel entspricht oftmals nicht der eigentlichen Textfunktion (cf. 6.1.1), die jedoch als verbindliches *tertium comparationis* notwendigerweise hinzugezogen werden muss, wenn sprachliche Register oder gar eine einzelne Textsorte repräsentativ abgebildet werden sollen.

- Der Digitalisierungsaufwand ist enorm, da Gebrauchstextsorten und im Speziellen jene der vertikalen Transferebene nur zu einem geringen Teil in sorgfältigen philologischen Transkriptionen vorliegen. Selbst bei Texten mit historischer Relevanz überwiegen philologisch wenig verlässliche Editionen. Somit gilt es vielfach auf transkriptionsaufwändige Reproduktionen oder elektronische Faksimile-Ausgaben zurückzugreifen. Liegen gute Transkriptionen unterschiedlicher Genese vor, bleibt noch stets ein erheblicher Vereinheitlichungsaufwand im Hinblick auf einen standardisierten Datenimport in das Korpus. Vor allem der Umgang mit Diakritika kann sich in diesem Zusammenhang als problematisch erweisen.
- Historische Sprachstände werfen bei der Digitalisierung, Annotierung und Analyse zahlreiche formale Probleme auf: Scans können nur sehr bedingt als zeitsparende Maßnahme zum Einsatz gebracht werden (cf. 5), die Transkriptionssystematik muss auf eine Vielzahl von Phänomenen Bedacht nehmen (z. B. Umgang mit Buchstabenauslassungen, Diakritika). Der *Preprocessing*-Aufwand steigt damit enorm und die Möglichkeit durchgängiger maschineller Kodierung ist kaum gegeben. Selbst die Erstellung einfacher Konkordanzen oder Key-Word-in-Context-Abfragen (KWIC) bedarf beträchtlicher Vorarbeiten. Nur wenn ein für alle Epochen und Sprachen kohärentes System verwendet wird, sind elektronische Abfragen sinnvoll.
- Die Notwendigkeit, den kommunikativen Haushalt (cf. 3.1.1) einer Gesellschaft intensiv zu durchleuchten, um jenes Repertoire oder Feld an Text(sorten) herauszufiltern, das für einen Interaktionsbereich relevant und in demselben funktional vergleichbar ist. Eine solche Analyse im Vorfeld der Korpuskompilation ist zeitaufwändig, da ohne eine profunde Kenntnis der zugrundeliegenden soziokulturellen, fachlichen und damit auch sprachlich-kommunikativen Umwälzungen eine Rekonstruktion unmöglich ist, d.h. es gilt den Wandelprozess der Textsorte in seiner ganzen Prozesshaftigkeit und Dynamik mit verschiedenen ineinander verwobene Ebenen (soziokulturelle, ökonomische, politische, kommunikative, intersprachliche etc.) im Vorfeld zu erfassen.

Wiederum unter Bezugnahme auf die Erfahrungen mit dem *Diachronic and Dialectal Helsinki Corpus of English Texts* (= *Helsinki-Korpus*), das als diachronisches Pionier-

korpus eine breite Palette an Textsorten verschiedener Sprachstadien des (Mitte)Englischen umfasst, betont Taavitsainen (1993), dass ein solider funktionaler Ansatz, der die jeweiligen Texte als Produkte eines/r genau umrissenen Textproduzenten/in für ein möglichst exakt definiertes Lesepublikum sieht, für diachronische Korpusanalysen unabdingbar ist. Sie plädiert demnach für eine pragmalinguistische Sichtweise, die davon ausgeht, dass die Leserschaft über ein sehr präzises Wissen verfügt sowie ganz konkrete Erwartungen mit dem Text und dessen Verbalisierung bzw. Visualisierung verbindet (Taavitsainen 1993, 173).

Taavitsainen (1993) belässt es jedoch nicht bei theoretisch-methodischen Überlegungen, sondern geht der Frage nach der Rolle der Textsorte in diachronischen korpusbasierten Untersuchungen anhand eines Teils des Helsinki-Korpus nach. Ihre methodische Pilotstudie fokussiert das mitttelenglische Teilkorpus, um stilistische Eigenheiten verschiedener literarischer und nicht-literarischer Textsorten herauszufiltern. Konkret werden z. B. religiöse Traktate, Biografien und biblische Erzählungen analysiert. Die Ergebnisse weisen auf die zentrale Rolle der Analyse textsortenspezifischer Partikularitäten hin, denn sie erlauben eine (empirisch fundierte) generische Differenzierung. Würde man eine solche Analyse auf mehrere periodisch unterschiedlich verortete Teilkorpora ausdehnen (was in der Pilotstudie leider nicht geschieht), ist es möglich, die Ausdifferenzierung des Textsortenkanons einer Sprache genauer unter die Lupe zu nehmen. Eine derartige Vorgangsweise erleichtert letztendlich auch die Filterung jener Elemente, die Textsorten bei ihrer Genese von bereits existierenden Textsorten übernehmen, so dass ‚Verwandtschaftsverhältnisse‘ zwischen *Genres* offensichtlich werden. Die Extrapolierung eines Stammbaums wird für eine einzelne Textsorte ebenso möglich wie für eine Sprach- oder Kommunikationsgemeinschaft.

In den weiterführenden Arbeiten der Forschergruppe um Taavitsainen (cf. z. B. Taavitsainen/Pahta 2004) wird nicht zuletzt deshalb für ein Herunterbrechen der Korpora in bezüglich des sprachlichen Registers sowie der Textsorten homogenere Einheiten optiert. Dies führt etwa auch zur Kompilation des MEMT, eines mitttelenglischen Korpus mit etwas mehr als einer halben Million Wörtern, das ausschließlich medizinische Texte beinhaltet und auf dessen Grundlage mehrere Ergebnisse beruhen, die in der vorliegenden Untersuchung vergleichend herangezogen werden (cf. z. B. 4.5.4).

Bevor wir uns den angewandten Aspekten unseres Ansatzes zuwenden, stehen noch einige Vorbemerkungen zur korpuslinguistischen Typisierung des DIALAYMED sowie zu Desideraten der Korpuslinguistik an: Bereits einleitend (cf. 2.1.2) wurde darauf hingewiesen, dass die Kompilationsarbeit nicht auf ein *genre corpus*

ausgerichtet war, da ein solches Unterfangen eine Dimension funktionaler Äquivalenz voraussetzt, die ein diachronisches Korpus für den veranschlagten Zeitraum niemals zu leisten imstande ist. Die Entscheidung, ob ein Text für das Korpus relevant ist, resultiert damit aus kommunikativ-funktionalen, inhaltlichen und pragmatischen Faktoren, d.h. ob der Text und die (Sub)Textsorte, der er zugeordnet werden kann, in der betreffenden Epoche dem fokussierten kommunikativen Interaktionsrahmen entspricht. Benennungen bleiben dabei zwangsläufig nebensächlich, wenngleich sie für das Ausgliederungsparadigma (cf. 4.3.9 sowie benennungsspezifisch 6.1.1) vor allem aus intersprachlicher und diachronischer Perspektive von Bedeutung sind. Im Zuge der Kompilationsarbeit und der damit verbundenen Durchsicht einer Fülle an Texten, die erst erlaubte, die Entwicklungen dieses Bereiches kommunikativen Handelns nach und nach zu erfassen, sind wiederholt korpuslinguistische Entscheidungen getroffen worden, die wir in Kapitel 5 genauer skizzieren.

Für den vorliegenden methodischen Rahmen kann man jedoch konkludierend feststellen, dass die moderne Computer- und Softwaretechnologie die Digitalisierung, die Annotierung sowie das Parsen großer Korpora kontinuierlich erleichtert und dies nicht zuletzt durch die Etablierung internationaler Standards (z. B. XML). Auf diese Weise gilt es einige Desiderata zu formulieren, die längerfristig garantieren sollen, dass die Korpusdaten des DIALAYMED auch in anderen Forschungskontexten gewinnbringend eingesetzt werden können:

- 1) eine Fortschreibung des dynamisch ausgelegten Korpusmaterials, auch in anderen thematischen Kontexten der Medizin oder der fachexternen Kommunikation unter Beibehaltung eines feingliedrigen Makrokodierungsschemas (cf. 5),
- 2) eine stetige Aktualisierung der Daten, z. B. auch hinsichtlich der relevanten Annotierungsformate,
- 3) eine Vorhaltung im Zuge einer webbasierten Anwendung, die auch Fernabfragen erlaubt,
- 4) eine umfassende Annotierung.

Insofern ist hinsichtlich des DIALAYMED noch ein großes Stück Weges zu gehen, das jedoch die Dimension einer individuellen Forschungsinitiative überschreiten muss.

Unter Makrokodierungsschema verstehen wir eine auf den Einzeltext als Gesamtheit bezogene Kodierung, die eine präzise soziohistorische und pragmalinguistische Verortung des Textes erlaubt und damit den Weg zur einfachen Zusammenstellung von aussagekräftigen Subkorpora ebnet. Eine solche Makrokodierung beinhaltet,

wie wir in dem für das DIALAYMED-Korpus entwickelten Schema präzisieren (cf. 5), beispielsweise Kodierungen für Übersetzung versus Originalschrift, eine Unterscheidung zwischen Manuskripten, Inkunabeln, Drucken und Hypertexten, regionale Differenzierungen, Kodierung der dominanten Modi der Textrepräsentation, des kommunikativen Interaktionsbereiches, der SenderInnen und RezipientInnen etc. In der aktuellen Korpuslinguistik scheint uns deshalb ein wichtiger Trend jener zu sein, der an die Stelle der *only-big-is-relevant*-Prämisse eine korpuslinguistische Makrokodierung treten lässt, die individuellen forschungsbestimmten Verwendungsmöglichkeiten pragmatischer und soziolinguistischer Machart den Weg ebnet, wobei dies für umfassende Referenzkorpora einer Sprache und deren Varietäten ebenso gilt wie für Spezialekorpora. Die explorative Ebene ist dabei weitgehend offen zu halten, damit je nach Ziel und Möglichkeiten jene Analysewerkzeuge gewählt werden können, die das bestmögliche Ergebnis erwarten lassen.

2.1.2.8 Die angewandte Perspektive

Rückblickend sind von der Fachsprachenforschung aufgrund der Einflussnahme der drei komplexen Grundeinheiten – namentlich der Fächer, der Fachsprachen und der Fachkommunikationsforschung – hauptsächlich angewandte Disziplinen bedient worden (Hoffmann/Kalverkämper 1998, 359). Eine von den konkreten Anwendungsmöglichkeiten ausgehende Perspektive kann dementsprechend als Charakteristikum der Fachsprachenforschung betrachtet werden. Die Ausrichtung der vorliegenden Arbeit bildet hier keine Ausnahme, wenngleich sie als Grundlagenforschung zu sehen ist, die zu guter Letzt einen Ausblick auf jene Merkmale der Experten-Laien-Kommunikation der Medizin gibt, die sich im Zuge der Evolution von laienmedizinischen Textsorten als Problemstellen herauskristallisiert haben. Die Erkenntnisse, die wir aus der Beobachtung des Wissenstransfers einer spezifischen Vertikalitätsebene gewinnen, dienen somit zur Generierung von Erkenntnissen, die auf angewandtem Boden urbar gemacht werden können. Es geht folglich um eine mehrfache Angewandtheit, die sich einerseits aus traditionell angewandten Bereichen der Fachsprachenforschung konstituiert und andererseits als Grundlage weiterführender angewandter Forschungsziele dienen soll.

Diese weiterführenden Ziele sind einerseits in einem Bereich zu verorten, der zu den aktuellen Herausforderungen der Fachsprachenforschung zählt (Hoffmann/Kalverkämper 1998, 362). Es handelt sich dabei um den kognitionspsychologischen Aufgabenkreis der Textverständlichkeitsforschung, der andererseits wiederum in einem engen Konnex mit einer noch zu entwickelnden medienwis-

senschaftlich untermauerten Fachsprachen-Semiotik steht. Das Ziel – ausgehend von der funktionalen Ebene – eine Textsorte als spezifisches semiotisches Konstrukt fachlichen Handelns von ihrer Genese über mehrere Jahrhunderte hinweg mit speziellem Augenmerk auf sprachlichen, semiotischen wie medienbedingten Wanderscheinungen zu beobachten und zu beschreiben, ebnet den Weg zu einem umfassenden Verständnis der synchronischen Problemstellen dieses kommunikativen Handlungsbereiches.

Die angewandten Richtungen, für die die vorliegenden Untersuchungen einen geeigneten Unterbau zur Verfügung stellen, sind folglich vorrangig auf drei Ebenen angesiedelt, die in der Folge kurz umrissen werden. Es handelt sich dabei 1) um den medienwissenschaftlich fundierten Zweig der Gesundheitskommunikation (2.1.2.8.1), 2) die kognitionspsychologisch untermauerte Richtung der Verständlichkeitsforschung, in der auch die Textsemiotik zunehmend Beachtung findet (2.1.2.8.2) sowie 3) die Perspektive der Translation und interkulturellen Kommunikation, die vor allem aus dem didaktischen Blickwinkel von besonderem Interesse ist (2.1.2.8.3).

2.1.2.8.1 Brückenschlag zur *Health Communication*

Die Kommunikation innerhalb verschiedener Gruppen des Gesundheitswesens (etwa medizinischer Fachleute im wissenschaftlichen Diskurs, der KrankenpflegerInnen im Stationszimmer etc.) sowie die im vertikalen Kommunikationsfeld impliziten Barrieren und Hemmnisse stellen einen vergleichsweise gut etablierten Forschungsbereich der Diskursanalyse und Textlinguistik dar, für die bereits seit Jahren geeignete Foren existieren, z. B. Workshops und Sektionen zur medizinischen Fachkommunikation im Rahmen der internationalen LSP-Symposien etc. Während diskursanalytische Ansätze traditionell vor allem für die Untersuchung der *Face-to-Face*-Kommunikation zwischen dem/r SpezialistIn und dem Laien bzw. den PatientInnen herangezogen werden, fokussiert die textlinguistische Forschung bisher vorrangig Produkte des wissenschaftlichen Schreibens in der Medizin daher die Theorieebene (cf. Salager 1985, Salager-Meyer 1989, 1990, 1994, 1999; Biber/Finegan 1994; Gläser 1995a; Busch-Lauer 1995a, 1995b, 1995c, 1996, 2001a, 2001b; Salager-Meyer/Defives/Hamelynck 1996, Anderson/Mclean 1997). Das seit den 1980er Jahren deutlich steigende Interesse an den verschiedenen Vertikalitätsebenen sowie der Pragmatik medizinischer Fachkommunikation wird anhand zahlreicher einschlägiger Arbeiten deutlich, die v.a. im deutsch- und englischsprachigen Kontext anzusiedeln sind, z. B. Wiese (1984), Cicourel (1992), Red-

der/Wiese (1994), Busch (1994), Sarangi/Roberts (1999). Positiv zu bemerken ist überdies, dass auch der Genderaspekt zwischenzeitlich in diesem Forschungsstrang berücksichtigt wird, cf. Menz et al. (2002), Vodopiutz et al. (2002) oder Hurrelmann/Kolip (2002). Nur punktuell ist allerdings ein Interesse für diachronische Fragestellungen nachweisbar, z. B. Gleßgen (1995) für das Italienische, Gutiérrez Rodilla (1998) für das Spanische oder Hirth (1982) für das Deutsche.

Ein weiterer, vorzeitig anzuesiedelnder Forschungsstrang, der in den USA seinen Ursprung nimmt, stellt eine unmittelbare Antwort auf offensichtliche Kommunikationsprobleme im Bereich des Gesundheitswesens und damit der Gesundheitsförderung und medizinischen Versorgung dar. Im Zentrum steht dabei zu Beginn vor allem der *Face-to-Face*-Interaktionsbereich des ärztlichen Therapie- und Diagnosegesprächs, in dem sich bereits früh wissenschaftliche Untersuchungen nachweisen lassen (cf. z. B. Fisher/Todd 1983, Mishler 1984, West 1984, Frankel 1989, West 1990, Roter/Hall 1993, Lalouschek 1998 u.a.). Diese scheinen jedoch relativ unabhängig von der kommunikationswissenschaftlichen Initiative im Bereich der *Health Communication* (*Gesundheitskommunikation*), der sich ab den 70er Jahren als Teilgebiet von *Public Health* zu etablieren beginnt (Hurrelmann/Leppin 2001, 9). Dieser Ansatz widmet dem Einsatz der Massenmedien als Instrument der Aufklärung und deren Rolle im Rahmen des öffentlichen Gesundheitswesens neben angestammten Domänen wie der personalen *Face-to-Face*-Interaktion zwischen Fachleuten und Laien besonderes Augenmerk, wodurch vor allem ab den 1980er Jahren immer breitere Felder der Kommunikation zum Thema Gesundheit fokussiert werden. Die Fragestellungen erweitern sich beispielsweise auch auf den Einfluss der Massenmedien auf den Wissenstransferprozess im Gesundheitsbereich und zielen mehr und mehr darauf ab, Strategien zu entwickeln, die das Verhalten der Bevölkerung nachhaltig beeinflussen. In den 1990er Jahren erfasst diese Welle auch den deutschsprachigen Raum, wobei zunehmend interdisziplinäre Ansätze praktiziert werden (z. B. Löning/Rehbein 1993 u. a.), die inhaltlich und methodisch – selbst wenn dies in Europa in diesem Zeitraum noch nicht explizit der Fall ist – dem Forschungsbereich der Gesundheitskommunikation bzw. *Health Communication* zugerechnet werden können.

Es handelt sich dabei um ein eigenständiges Teilgebiet der Gesundheitswissenschaften (*Public Health*), das die „Vermittlung und den Austausch von Wissen, Meinungen und Gefühlen zwischen Menschen“ bezeichnet, „die als professionelle Dienstleister oder Patienten/Klienten in den gesundheitlichen Vorsorgeprozess einbezogen sind, und/oder als Bürgerinnen und Bürger an Fragen von Gesundheit und Krankheit und öffentlicher Gesundheitspolitik interessiert sind“ (Hurrel-

mann/Leppin 2001, 11). Ein Mangel an Grundlagenforschung sowie eine enorme fachlich-methodische Heterogenität werden von Hurrelmann/Leppin (2001) ebenso moniert wie bei Signitzer (2001), wobei nach wie vor ein Mangel an interdisziplinärer Zusammenarbeit auszumachen ist. Denn die Linguistik – und hier allen voran die germanistische und anglistische – wendet sich beispielsweise durchaus historischen Entwicklungsstadien der verschiedenen medizinkommunikativen Ebenen zu, wie etwa die Arbeiten von Benthem (1995) oder Danninger (1998) verdeutlichen, und thematisiert bereits seit den 1970er Jahren medien-sprachliche Aspekte anhand von medizinischen Verteilertexten (z. B. Merscheid 1978, Boes 1991, Bock et al. 1992). Vorrang wird damit eindeutig der vertikalen Kommunikation gegeben. Die Erkenntnisse werden jedoch von den VertreterInnen der kommunikationswissenschaftlichen *Gesundheitskommunikation* US-amerikanischer Genese kaum wahrgenommen.

Interessant ist überdies, dass vor allem die Immunschwächekrankheit AIDS, die in den 1980er Jahren auftaucht, die Beschäftigung mit dem Phänomen Krankheit bzw. Gesundheit befeuert. Dies nicht zuletzt, da die kommunikativen Handlungspraktiken inhaltlich wie auch formal Strategien nachweisen lassen, die im Umfeld früherer Epidemien bereits evident waren (cf. 4.4.2.6). Die Gesundheitskommunikation verbreitert dabei ihr Beobachtungsspektrum über das Sprachliche hinaus (cf. z. B. zu den Krankheitsvorstellungen, cf. Hahn/Eirmbter/Jacob 1996, zum soziologischen Kontext cf. V. Koch 1991 oder Bonfadelli/Meier 1993 zu publizistischen Aspekten). Auf sprachlicher Ebene ist es vor allem die Metaphorik des fachinternen wie -externen HIV/AIDS-Diskurses, welche die ForscherInnen beschäftigt (cf. u. a. Liebert 1996).

Hinsichtlich des Transfers fachlicher Inhalte via Massenmedien liegt ein Hauptaugenmerk der kommunikationswissenschaftlich orientierten Arbeiten auf wissenschaftsjournalistischen Fragestellungen im Allgemeinen (cf. Wagner/Starkulla 1984, Whitley 1985)²⁹, während im Bereich des Medizinjournalismus vor allem die Formen und Möglichkeiten massenmedialer Aufklärung und Information thematisiert werden (cf. z. B. Fischer 1990, Willing 1992, Franke 1996a bzw. Fischer 1992 zu didaktischen Aspekten). Mitunter werden im Rahmen der Untersuchungen Überlegungen angestellt, die etwa das Lehren von Vertextungsstrategien laenge-

²⁹ Die Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Gesellschaft beschäftigt auch die Philologien ab den späten 1980er Jahren immer intensiver (cf. Bungarten 1989) und nimmt heute mitunter die Ausformung einer eigenen Disziplin, jener der Transferwissenschaft (Wichter/Antos 2001), an. Sozioökonomisch orientierte Untersuchungen (z. B. Schwarz 1999) heben wiederum die kulturgeschichtliche Relevanz des massenmedialen Wissenstransfers beim Übergang zur Moderne hervor.

rechter medizinischer Presstexte garantieren sollen. Das linguistische und kommunikationswissenschaftliche Erkenntnisinteresse beginnt sich somit vor allem im Kontext der fachexternen Verteilersprache in den Medien zunehmend zu überlappen, da die Linguistik sich ihrerseits in dieser Zeit auch zunehmend für medial bedingte Aspekte zu interessieren beginnt. Heute liegt eine Integration medienlinguistischer und kommunikationswissenschaftlicher Aspekte im Kontext der Gesundheitskommunikation im Interesse beider Disziplinen.

Die Medienlinguistik (cf. 2.1.2.6) hat ihrerseits den Vorteil, methodisch auf das ausgefeilte Werkzeugspektrum der Textlinguistik und Diskursanalyse rekurrieren zu können, während die Kommunikationswissenschaft in der Analyse jener funktionalen Kräfte, die die Textualität seitens des Mediums beeinflussen, auf umfassende Erfahrungswerte zurückgreifen kann. Auf beiden Disziplinen trifft allerdings in den meisten Fällen die angewandte Perspektive bzw. das Ziel zu, durch ein leserzentriertes Netz des verbalen wie non-verbalen Vertextungsmodus bessere gesundheitliche Aufklärung (und damit Gesundheitsförderung cf. 4.3.1) zu ermöglichen und gleichzeitig die *Compliance* („Therapietreue“) von PatientInnen zu erhöhen. Da jedoch die Kommunikationswissenschaft vornehmlich den Ratgeberjournalismus fokussiert (cf. z. B. Hömberg/Neuberger 1995), bleiben laienorientierte Einzelschriften (Bücher, Pamphlete etc.) meist außen vor. Al-Sharief (1996) bestätigt dies auch für den anglophonen Kontext.

Die Abgrenzungen des Erkenntnisinteresses der bisher meist getrennt verfolgten Ansätze lässt sich neben großen Überlappungen an folgenden Stellen ausmachen: Die Kommunikationswissenschaft agiert in den seltensten Fällen sprach- und kulturvergleichend und interessiert sich vorrangig für die spezifischen medialen Umsetzungsformen der medizinischen Kommunikation, d.h. Faktoren, die die Linguistik im Rahmen der Pragmatik einfließen lässt. Die Untersuchung der konkreten Textäußerung bleibt meist auf die Oberfläche³⁰ beschränkt, da die Instrumentarien der Linguistik, die es erlauben, tief in die Sprachstrukturen vorzudringen, kaum bemüht werden (Morphologie, Syntax, Semantik, Lexikologie etc.). Auch die Kritik an der Art der Kommunikation – meist geht es um konkrete Begrifflichkeiten, die sich zweifellos im Rahmen einer soliden theoretischen Verankerung in der Semantik und Morphologie abspielen sollte, bleibt stark an der Oberfläche verhaftet. Als Beispiel sei hier die Diskussion von Begriffen wie z. B. *Zähneputzen* genannt. Das Kompositum ist durch die Analogie zu *Schuhputzen*

³⁰ Wir beziehen uns hier nicht auf die in der Linguistik vielfach postulierte jedoch kaum einsichtig und konsequent differenzierte Dichotomie von Oberflächenstruktur und Tiefenstruktur, die ein hohes Maß an Vagheit aufweist. Vielmehr ist eine Analyse gemeint, die nicht nach sprachwissenschaftlichen Kriterien erfolgt.

negativ konnotiert und soll deshalb Begriffen wie *Zahnpflege* bzw. *Zahnhygiene* weichen. Die semantische Transparenz sowie Analogieverhältnisse werden bei solchen Entscheidungen jedoch kaum eingehend linguistisch unter die Lupe genommen oder in Bezug auf ihre Konnotationen empirisch ausgetestet.

Ein Bereich, in dem die Medienwissenschaft der Sprachwissenschaft auf die Sprünge helfen kann, betrifft wiederum die Beobachtung von Diskursen über die Grenze eines Mediums hinweg, wie Franke (1996a, 88ff) aufzeigt. Hinsichtlich der massenmedialen Aufklärung und Gesundheitsförderung via digitaler Medien hat die Gesundheitskommunikationsforschung ausgehend von Hurrelmann/Leppin (2001) bereits einige Erkenntnisse hervorgebracht, wobei sichtbar ist, dass die Interaktivität der Neuen Medien und der darin weiterentwickelten laienmedizinischen Kommunikationsmuster z. B. das Aktivwerden der RezipientInnen in der Distanzkommunikation fördert (cf. u.a. Eckkrammer 2004b). Dadurch kommen Fragen der Schriftlichkeit-Mündlichkeit (cf. 3.3.2) ebenso auf den Plan wie die Beschäftigung mit jenen Kompetenzen, die seitens der TextproduzentInnen und AdressatInnen digitaler Gesundheitskommunikation unabdingbar sind, um etwa den Mehrwert hypertextueller und interaktiver Strukturen auszuschöpfen (cf. 6.5.7).

Diesbezüglich sei bereits an dieser Stelle auf die umfassende kontrastive medienlinguistische Analyse von Franke (1996a) hingewiesen, die ratgebenden Beiträgen der Medizin in den Massenmedien auf der Grundlage eines Beschreibungskonzeptes nachspürt, das einerseits den Öffentlichkeitsbezug massenmedialer Kommunikation und andererseits auch die historische Dimension der Textsorten beachtet. Franke (1996a, 103) zeichnet die Entwicklung der kommunikativen Handlungsmuster massenmedialer Aufklärung eindrucksvoll nach, indem er stetige Verbindungen zu soziokulturellen Bewegungen herstellt, z. B. zur Schnittstelle zwischen bürgerlicher Aufklärung und Volksaufklärung Mitte des 18. Jahrhunderts, die zu einer Auflösung der früheren ratgebenden Flugschriften und Zeitungsgattungen führt. Seine durch die Arbeit von Fleischhacker (1987) motivierte Einsicht, dass

in der Tat aus einer Beschäftigung mit der Tradition des ‚Ratgebens in den Medien‘ Einsichten gewonnen werden, die für das Verständnis der ratgebenden Aktivitäten heutiger Medien, für die Beschreibung ihrer Formen und Funktionen, von großem Nutzen sind (Franke 1996a, 85),

verdeutlicht, dass eine Beschäftigung mit diachronischen Fragestellungen auch in der kommunikationswissenschaftlich orientierten Gesundheitskommunikations-

forschung einen wichtigen Schlüssel zu zeitgenössischen Entwicklungen repräsentiert.

Wenngleich wir aus der vorliegenden Studie ratgebende Literatur der periodischen Presse weitgehend ausblenden, ist es jedoch notwendig, diese als parallele Linie im Zuge der Ausgliederungsthematik (cf. 4.3.9) im Auge zu behalten, da sie in den gleichen Diskursstrang zu rechnen sind und damit das fokussierte Textsortenrepertoire mitkonstituieren³¹. Nicht zuletzt stehen der Erfolg sowie die Perseveranz von medizinischen Einzelschriften, die über Prävention, Herkunft und Therapie von epidemischen Erkrankungen aufklären, in einem engen Zusammenhang mit der Evolution massenmedialer Kommunikationsmittel. Durch die intermediale Achse, die auch den Einbezug von Hypertexten impliziert, ist im Übrigen ein modernes Massenmedium ebenso Teil der Untersuchung wie das traditionelle Buch oder gedächtnisstützende Handschriften des Spätmittelalters.

Welcher Art die „neue Qualität von Gesundheitskommunikation“ (Hurrelmann/Leppin 2001, 17) tatsächlich ist, muss bisher jedoch offen bleiben³². Fest steht lediglich, dass die Rollen, sobald ein neues Medium hinzutritt (Medienwandel) oder sogar in der Mehrzahl der soziokommunikativen Praktiken dominant wird (Medienwechsel, cf. 3.3), innerhalb der spezifischen fachlichen Diskurse umverteilt werden. Das Gefüge der kommunikativen Gattungen und Textsorten (cf. 3.1) wird dadurch nach und nach neu geordnet, so dass die Beschäftigung mit *Health Communication* zwangsweise mediale Veränderungen einzubeziehen hat. Die Möglichkeiten digitaler Medizinkommunikation, die momentan die analogen Kommunikationsmechanismen parallelisieren, können damit längerfristig auch zur Variation des Textsortengefüges des Kommunikationsbereiches beitragen, z. B. wenn es Standard wird, dass jede/r PatientIn regelmäßig verschiedene Netdok-

³¹ Die Unterschiede zwischen den massenmedial konzipierten und übrigen Ratgeber- und Aufklärungstexten ist vor allem in ihrer publizistischen Aussagefunktion zu sehen, d.h. sie müssen für das Publikum über die eigentliche Information und Handlungsanweisung hinaus weitere Aufgaben erfüllen, die vor allem Gegenstand der Medienlinguistik und Kommunikationswissenschaft sind, z. B. Identitätsstiftung, Unterhaltung, Sozialisation (cf. 2.1.2.6). Diese für die periodische Presse gültigen Prämissen gelten bei wachsendem Verbreitungsgrad insbesondere auch für sonstige Druckwerke, z. B. Broschüren, Pamphlete, Heftchen, die kostengünstig oder kostenneutral den RezipientInnen zur Verfügung gestellt werden. Aber auch aufklärende und ratgebende Einzelschriften entgehen der multiplen publizistischen Aussagefunktion mitunter nicht, wie die Entwicklung der fachexternen populärwissenschaftlichen Textualität der Medizin (cf. 4.3) verdeutlicht.

³² Während der Nutzen im Bereich der Dokumentation (Schaffung integrierter Netze zwischen stationärer und ambulanter Behandlung, Multimodalität etc.), Forschung, Fortbildung und Lehre auf der Hand liegen, verbergen sich jedoch auch Gefahren darin, z. B. hinsichtlich des Datenschutzes und der Datensicherheit, der Technikabhängigkeit und Qualitätssicherung, des Informationsüberangebots oder der Gefahr zunehmender sozialer Isolation (cf. auch 6.5.7).

torInnen konsultiert, gesundheitsspezifische Erfahrungswerte in Foren diskutiert und sich vor einem operativen Eingriff denselben über *Videostream* zeitgleich zu tatsächlichen Operation ansieht und erklärt bekommt.

Dass diese veränderten kommunikativen Handlungsmuster in bereits existenten Textstrukturen wurzeln, liegt ebenso auf der Hand wie der Umstand, dass sie etwa traditionelle medizinische Textsorten wie das Therapiesgespräch zwischen Arzt/Ärztin und PatientIn durch diese neuen Handlungspraktiken verändern können. Eine Stärkung (*empowerment*) der BürgerInnen in ihrem PatientInnenstatus durch mediale Entwicklungen, die auch Göpfert (1999) thematisiert, wird in jedem Fall gefördert, da die PatientInnen und BürgerInnen durch die Neuen Medien (theoretisch) an ebenso detailliertes Wissen gelangen können wie Fachleute³³.

Hurrelmann/Leppin (2001) verwenden für diesen Bereich den Begriff der *Cybermedizin*, die als „computergestützte Kommunikation zwischen Patienten und Gesundheitsprofessionellen über Gesundheit und Krankheit“ (Hurrelmann/Leppin 2001, 19) den Bereich der Gesundheits telematik komplettiert (cf. dazu ausführlicher 4.2.10 bzw. 6.5.8). Denn hier greift vor allem der Präventivbereich und ergänzt damit jenes Verbesserungspotenzial, das innerhalb konkreter Behandlungsprozesse durch Telemedizin-Anwendungen wie Telekonsultation, Telepathologie oder Teleoperation gegeben sind. Dabei darf jedoch nicht aus den Augen verloren werden, dass diese Optionen lediglich einem sehr kleinen Teil der Weltbevölkerung, der ohnehin über einen besseren Status medizinischer Versorgung verfügt, zugänglich ist. Überdies ist auch der Begriff des *empowerment* insofern umstritten, da die betreffende Stärkung der Patientenschaft einen *Top-down*-Prozess impliziert. Eine Stärkung, die von der Gesellschaft oder spezifischen Gruppen ausgeht (*bottom-up*), wäre jedoch vorzuziehen.

Dass das Forschungsgebiet der *Gesundheitskommunikation* oder *Health Communication* ein offenes ist, streicht Signitzer (2001, 22) in seinem Panorama der Ansätze und Forschungsfelder heraus, da eine allzu rasche Fixierung dem interdisziplinären Objektbereich nicht zuträglich sein kann. Insofern gilt es abschließend für eine verstärkte Kooperation der Linguistik mit jenen Disziplinen zu plädieren, die zur Lösung der Probleme und Bereitstellung der Grundlagen etwas beitragen können (z. B. Semiotik, Kommunikationswissenschaft, Sozialmedizin etc.), so dass die Parameter der Gesundheitskommunikation auf den verschiedenen Ebenen der Kommunikation (intrapersonal, interpersonal, organisationsgebunden, gesellschaft-

³³ Auf europäischer Ebene wird seit 1995 der gesundheitsspezifische Datenaustausch innerhalb des EUPHIN (*European Public Health Information Network*) explizit gefördert, so dass auch der transnationale Informationsaustausch als Pluspunkt der *Cybermedizin* zu erwähnen ist.

lich, cf. Signitzer 2001, 23) fassbar werden und auch sozioökonomische sowie interkulturelle Fragestellungen nicht ausgeschlossen bleiben.

Im Zuge einer einwöchigen *Session* zum Thema „Multicultural Health“ im Rahmen des Salzburg Seminar im Schloss Leopoldskron mit VertreterInnen aus 25 Ländern wurde ebenfalls deutlich, dass multikulturelle Kompetenz in Gesundheitsfragen international, regional wie lokal eine wachsende Rolle spielt. Der Erfolg oder Misserfolg von Gesundheitskampagnen und damit kommunikativer Prozesse ist offensichtlich zu einem Gutteil davon abhängig, wie präzise die Zielgruppen als eigene kulturelle Entitäten identifiziert und angesprochen werden. So wurzelt beispielsweise der große Erfolg des brasilianischen HIV/AIDS-Präventionsprogrammes der letzten Dekaden darin, dass die Texte dezentral vor Ort erstellt werden und jeweils versuchen, ganz spezifische Gruppen in ihrer sprachlichen Varietät anzusprechen und zu gesundheitsförderlichem Verhalten anzuregen. Eine enge Zusammenarbeit mit jenen Gruppen, die die verschiedenen Teile der brasilianischen Gesellschaft in institutionalisierter Form repräsentieren – ob es sich um Vertretungen bestimmter ethnischer Gruppen, Regionen, sozialer Schichten oder Menschen mit bestimmten sexuellen Orientierungen etc. handelt – stellte sich damit als Schlüssel zum Erfolg heraus und sollte damit in einer zeitgemäßen Gesundheitskommunikationsforschung Berücksichtigung finden.

Darüber hinaus wurde im Rahmen des Seminars deutlich, dass das Laienreferenzsystem jedes einzelnen Menschen in der Wahrnehmung und dem Umgang mit Krankheit (und Gesundheit) von zentraler Bedeutung ist. In einer Zeit, in der neoliberale Tendenzen angestammte nationale Gesundheitssysteme immer mehr unter Druck geraten lassen, gewinnt die auf dem Laiensystem beruhende Selbsthilfe der Individuen zudem wieder an Bedeutung. Die Kulturspezifität der Ansätze (insbesondere *culture-sensitive campaigns*) ist auch deshalb zu betonen, da einerseits die internationalen Daten und Fakten darauf hinweisen, dass im Normalfall eine Verbesserung der gesundheitlichen Situation wirtschaftlichem Wachstum vorausgeht (und nicht vice versa) und andererseits das Zurverfügungstellen größerer Geldmittel für Gesundheitsbelange nicht unbedingt zu einer Verbesserung der gesundheitlichen Situation führt. Denn zumeist profitieren vor allem die sozial besser gestellten Gruppen von den zusätzlichen Mitteln, da der gesundheitsrelevante Informationsfluss die eigentlich betroffenen Bevölkerungsschichten aus textpragmatischen Gründen kaum erreicht. Der Bereich der Gesundheitskommunikation hat damit nicht nur auf der Mikroebene der verbalen und non-verbalen Interaktion ein breites Betätigungsfeld, sondern gleichermaßen auf der Makro-

ebene, bei der es um ein Verständnis der globalen Zusammenhänge geht und damit ein hohes Maß an Trans- und Interdisziplinarität gefordert ist (cf. 6.5.8).

Rezente Forschungsinitiativen, z. B. jene die vom Zentrum für Medizinkommunikation in Cardiff ausgeht, weisen bereits deutlich in diese Richtung. Der Beginn einer neuen Konferenzserie sowie die Schaffung eines von Srikant Sarangi bei de Gruyter herausgegebenen Journals („Communication & Medicine. An Interdisciplinary Journal of Healthcare, Ethics and Society“), die sowohl ForscherInnen unterschiedlicher Disziplinen als auch Praktiker des Gesundheitswesens vereinen, zeigen auf, dass *Gesundheitskommunikation (Health Communication)* ein viel zu komplexer Bereich ist, um von einer Disziplin alleine abgedeckt zu werden. Die romanistische Linguistik kann aufgrund ihrer sprach- und kulturvergleichenden Expertise und dem ausgeformten Analyseinstrumentarium zu diesem Feld einen wertvollen Beitrag leisten. Die vorliegende Arbeit versucht somit den Anschluss an eine Gesundheitskommunikationsforschung transdisziplinärer Art und europäischer Prägung, deren theoretisch wie methodisch in Zukunft notwendigerweise präzisieren Konturen sich nur aus einer wachsenden Zusammenarbeit jener Disziplinen ergeben kann, die bereit sind, zu dem Objektbereich transdisziplinäre oder interdisziplinäre Grundlagenforschung und/oder angewandte Forschung beizusteuern. Dass im Zentrum der angewandten Forschung meist Aspekte der Verständlichkeit der gesundheitsfördernden Kommunikationsakte stehen, liegt dabei auf der Hand, so dass wie uns diesem Objektbereich gesondert zuwenden.

2.1.2.8.2 Verständlichkeitsforschung

Die funktionierende Organisation, Vermittlung und der nachhaltige Erwerb von Wissen, die seit der Aufklärung mehr oder weniger explizit eingefordert werden, stellen drei Eckpunkte der globalen Informationsgesellschaft dar. Es ist heute mehr denn je gesellschaftlich relevant, dass der Transfer fachlicher Inhalte nicht nur auf horizontaler, sondern auch auf vertikaler Ebene funktioniert (cf. Niederhauser 1999). Bereits die frühe Lesbarkeits- bzw. Verständlichkeitsforschung (etwa Flesch 1949) streicht wiederholt hervor, dass ein Text auf sein spezifisches Zielpublikum ausgerichtet sein muss, um verstanden zu werden und stellt Lesbarkeit bzw. Verständlichkeit von Text als bewusst plan- und förderbare Größe dar, der aus verschiedenen Gründen mehr oder weniger entsprochen wird.

There's hardly anything more important for readable writing: the more you know about the kind of person you are writing for, the better you'll write. [...] What it all amounts to is that everything you write has to be slanted toward your audience.

That doesn't necessarily mean that the simpler version is always the better; it all depends on who you are writing for. (Flesch 1949, 15f)

Die vielfach geringe öffentliche Akzeptanz fach- bzw. wissenschaftssprachlicher Kommunikation wird anhand offensichtlicher Kommunikationskonflikte (cf. Janicki 2002 sowie Kap. 7) besonders deutlich. Gerade auf der Vermittlungsebene, d.h. in der ExpertInnen-Laien-Kommunikation, scheint ein Mangel an Lesbarkeit bzw. Verständlichkeit die Regel und weniger die Ausnahme darzustellen, was u. a. als soziale Verständigungskrise interpretiert worden ist (cf. Dressler/Wodak 1989, Wodak/Menz/Lalouschek 1989). So sind beispielsweise für Packungsbeilagen Lesbarkeitstests in der EU seit 2005 Pflicht. Dass zwischen der Vertextung und damit Gestaltung von Text und der psycholinguistischen Dimension des Textverstehens ein direkter Zusammenhang besteht, gilt bereits seit den 1980er Jahren als erwiesen (cf. z. B. Ballstaedt et al. 1981), wobei in der Verständlichkeitsforschung eine sich parallel zur Fachsprachenforschung abzeichnende Ausweitung des Interesses von der Wort- auf die satzübergreifende Textebene abzeichnet. Im Zuge des aktuellen Medienwechsels (cf. 3.3) zeichnet sich darüber hinaus einerseits eine semiotische Ausdehnung der Verständlichkeitsforschung auf komplexe und dynamische Relationen zwischen verbalem und bildlichem Text (z. B. Bucher 1996) und andererseits im Sinne einer an effizienter Mensch-Maschine-Interaktion orientierter Benutzerfreundlichkeit (*Userfriendliness* bzw. *Usability*) ab (z. B. Nielsen 1994b, 1999, Nielsen/Pernice 2009).

Der analytische Blick auf die aktuelle Semiotik und Versprachlichung der Fachkommunikation unter Einbezug aller möglichen Textualitäten (d.h. auch Hypertext) erweist sich neben traditionellen Ansätzen der lexikalischen und morphosyntaktischen Ebene insbesondere dann als zweckmäßig, wenn konkrete Ursachen der Dysfunktionalität von Texten freigelegt werden sollen. Die Verständlichkeit von Fachtexten stellt überdies sowohl im wissenschaftlichen wie populärwissenschaftlichen Diskurs seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts eine Konstante dar, die bereits verdeutlicht, dass es sich dabei um einen psychosozialen Themenkreis von großer gesellschaftlicher Relevanz handelt (cf. zu den didaktischen Implikationen u. a. Ballod 2001). Für eine angewandte Weiterentwicklung der Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung bietet sich die Verständlichkeitsforschung deshalb geradezu an, weshalb wir im Anschluss an die Textanalyse den Möglichkeiten eines solchen Unterfangens genauer nachgehen (cf. Kap. 7). Aus diesem Grund beschränken wir unsere Betrachtungen hier auf einige theoretisch-methodische Grundlagen, die eine Korrelation von linguistischer Fachkommuni-

kationsforschung und der vor dem Hintergrund kognitiver und psychologischer Paradigmen agierenden Verständlichkeitsforschung zu formulieren.

Bisherige Initiativen in der Verständlichkeits- bzw. Textoptimierungsforschung, z. B. Teigeler (1968), Schulz von Thun (1974), Heringer (1979, 1984), Groeben (1982), Augst (1982, 1983), Lutz (1988), Serra Borneto/Cortelazzo (1988), Groeben/Christmann (1989), Britton (1990), Britton/Graesser (1996) aus allgemeiner Perspektive, Baumann (1995, 1996), Spillner (1995), Antos (2013), Lutz (2015) für die Fachkommunikation im Allgemeinen oder im Kontext der Medizinkommunikation Wodak/Menz/Lalouschek (1989), Böttcher (2013) bzw. im Bereich der gesprächslinguistischen Verstehensforschung Klüber (2015) beweisen, dass gerade die vertikale Ebene der ExpertInnen-Laien-Kommunikation einen Bereich darstellt, in dem sich an unterschiedlichen Stellen der Vertextung Verständlichkeitsprobleme manifestieren. Eine „Effektivierung des Wissenstransfers“ (cf. Hoffmann/Kalverkämper 1998, 367), basierend auf einer Freilegung der fachsprachlichen Wurzeln der betreffenden Kommunikationskonflikte, fällt damit auch in den Bereich einer modernen textuell orientierten Fachkommunikationsforschung. Insbesondere durch die digitale Textualität sowie den Hypertext hat die Verständlichkeitsforschung auch in ihrer Eigenschaft als Online-Kommunikationsforschung in den letzten beiden Dekaden verstärkt Rückenwind bekommen wie etwa anhand der Arbeiten von Tergan (1995), Bucher (1996), Ballstaedt (2002, 2003) sowie Antos/Hasler/Perrin (2011) deutlich wird. Während im anglophonen Raum vor allem der Begriff der *Usability* strapaziert wird, haben die Untersuchungen des deutschsprachigen Raumes zunächst eine deutliche didaktische Orientierung, die darauf abzielt, aus den Resultaten der Verständlichkeitsuntersuchungen Strategien abzuleiten, die in der Schreibdidaktik einsetzbar sind (in der Tradition von Ballstaedt et al. 1981). In einer zweiten Stufe lassen sich klare Initiativen in Richtung einer angewandt-linguistischen Textoptimierungsforschung ablesen, bei der es vor allem um Webtexte geht (cf. der Überblick von Antos/Hasler/Perrin 2011) und die wiederum internationale Strömungen, z. B. den Einbezug von Eye-Tracking-Methoden zur Untersuchung der Web-Usability von (Hyper)Texten (cf. u.a. Nielsen/Pernice 2009) aufgreift.

Es ist jedoch gleichermaßen von Belang in die Verständlichkeitsforschung auch die Ebene von Textsorten und Diskurstraditionen einzubeziehen, die im Produktions- und Rezeptionsprozess zweifellos einen zentralen Orientierungsmaßstab repräsentieren. Ein Nichtbefolgen konventioneller Vertextungsmuster zieht zweifellos auch erschwerte leserpsychologische Bedingungen und möglicherweise Verständnisprobleme nach sich. Insofern scheint uns Grundlagewissen über die historische

Dimension von Versprachlichungs- und Bebilderungsstrategien für das Erkennen des *status quo* einer Textsorte von Bedeutung. Ist die Ursache des jeweiligen Textmusters oder Strukturierungsmerkmals bekannt, lässt es sich auch leichter in eine ‚verständlichere‘ Variante umformen (cf. 7).

2.1.2.8.3 Translatologische und interkulturelle Aspekte

Als letzter angewandter Bereich soll hier kurz auf die übersetzungswissenschaftliche und -didaktische Perspektive sowie den Komplex der interkulturellen Kommunikation im Allgemeinen verwiesen werden, den wir bereits punktuell unter 2.1.2.8.1 angesprochen haben. Während sich für den erstgenannten Bereich eine mittlerweile weithin anerkannte Disziplin, jene der Translatologie oder Übersetzungswissenschaft verantwortlich fühlt, gilt die interkulturelle Kommunikation als Beschäftigungsfeld verschiedenster Forschungsrichtungen.

Blieben wir kurz bei der Translatologie, so ist einerseits hervorzuheben, dass es insbesondere diese Forschungsrichtung ist, die sich seit Jahren für eine textbasierte, kontrastive Linguistik der kommunikativen Handlungsmuster stark macht, mit dem Ziel jene wissenschaftlichen Erkenntnisse bereitzustellen, die in der Übersetzungsdidaktik wie auch in der konkreten Übersetzungstätigkeit den Ausschlag für ein zielsprachlich adäquates Endprodukt garantieren. Nur die Kenntnis der verschiedenartigen Vertextungsmuster einer Textsorte in der Ausgangs- und Zielsprache vermögen den Weg zu effizienter, qualitätsvoller Übersetzungsarbeit zu ebnen. Hinzu kommt die wachsende Beschäftigung mit der Rolle der Übersetzung in der Herausbildung von Sprachen und ihrer kommunikativen Haushalte, des sprachlichen und kulturellen Wandels im Allgemeinen (cf. u. a. Albrecht 2003a, 2003b). Dabei tut es letztlich auch viel zur Sache, dass sich die Übersetzungswissenschaft, die mittlerweile in vergleichbarem Ausmaß literarische wie nicht-literarische Texttraditionen fokussiert (cf. u. a. Albrecht 1998, García Yebra 1994), theoretisch eine intensive Weiterentwicklung erfahren hat und auch vor den Entwicklungen im Zuge der digitalen Wende nicht zurückschreckt (cf. u. a. Gil 1999a, 1999b, Schaffner 2000, Qvale 2003). Dies resultiert nicht zuletzt daraus, dass von ÜbersetzerInnen mitunter wesentlich mehr gefordert wird als die intersprachliche Überführung eines Textes: sie werden nicht selten als Instanzen zur Verbesserung, intergenerischen und intermedialen Konvertierung (u. a. hypertextuellen Konversion) von Text, als DTP-SpezialistInnen und VerständlichkeitsexpertInnen missbraucht. Insbesondere in der Medizin scheint die Situation prekär, wie u. a. der

Artikel zur Übersetzung medizinischer Ratgebertexte für ein nur bedingt literates Zielpublikum von Albin (1998) beweist (cf. 4.3.5 sowie 6.5.8).

Da die Übersetzung in der Entwicklung diskursiver Traditionen in den europäischen Volkssprachen einen zentralen Stellenwert einnimmt, scheint uns nicht nur ein umfassender Rückblick auf die betreffenden Translationsprozesse und -produkte im medizinischen Bereich unabdingbar (cf. 4.3.5), sondern gleichermaßen das Weiterverfolgen des Stellenwertes sowie der konkreten Übersetzungspraxis in der fachexternen Medizinkommunikation bis in unsere Tage, um jene Faktoren herauszuarbeiten, die seitens der Übersetzung für die Ausgliederung und Versprachlichung fachexterner medizinischer Textsorten in den verschiedenen Epochen greifen. Es geht uns dabei vorrangig um die Rolle der Translation und nicht um den konkreten Übersetzungsvergleich bzw. die Methodik (cf. Dekodierungs- und Transkodierungsforderung bei Jammal 1999 für das Französische bzw. Navarro 1997 für das Spanische), da Übersetzungen zur Beibehaltung der kontrastiv-textologischen Perspektive aus dem Kernkorpus des DIALAYMED mehrheitlich ausgeklammert wurden (cf. dazu detaillierter Kap. 5). Der Einstieg in die translatalogische Thematik erfolgt allerdings bereits im theoretischen Vorspann, in dem in Anlehnung an Albrecht (2003b) der Frage nachgegangen wird, inwiefern Diskurstaditionen auf dem Weg der Übersetzung Sprachwandel auslösen können (cf. 3.2.2)

Unter dem Begriff der interkulturellen Kommunikation subsumiert man heute sämtliche Prozesse und Produkte einer wechselseitigen Bedeutungsvermittlung, an denen mindestens zwei Individuen unterschiedlicher kultureller Prägung beteiligt sind. Die Problemstellen interkultureller Kommunikation ergeben sich vorrangig daraus, dass die beteiligten Individuen in der vermittelten Interaktion auf unterschiedliche Symbolsysteme rekurren. Um jedoch die kommunikative Intention zu verstehen, ist auch ein Verständnis des jeweils anderen Symbolsystems notwendig oder ein Umgießen desselben in jenes Symbolsystem, das von den RezipientInnen verstanden wird und ihnen damit ein adäquates Handeln ermöglicht. Die Sprache als offene Dimension der Kultur ist nur ein symbolisches System, da verdeckte Dimensionen wie Mimik, Gestik, Nähe- und Distanz, Kleidung, Geruch etc. ebenfalls kulturell konnotiert sind und damit dem Individuum in der Erschließung eines kommunikativen Inhalts als Orientierung dienen. Darüber hinaus sind weitere Faktoren wie etwa kulturell determinierte Machtverhältnisse, genderspezifische Differenzen etc. miteinzubeziehen, da eine Kultur auch in sich variabel ist und je nach sozialer Kontextualisierung unterschiedliche Ausprägungen annimmt (cf. Luger 1997). Für unseren Gegenstandsbereich bedeutet dies, dass Interkulturalität

auf verschiedenen Ebenen wahrzunehmen ist, d.h. nicht nur zwischen verschiedenen Sprachkulturen und territorial abgrenzbaren Kulturgemeinschaften, sondern gleichermaßen zwischen fachinterner Kultur und Laienkultur, z. B. in der Medizin, da selbst innerhalb einer Sprachgemeinschaft die symbolischen Bezugssysteme von Fachleuten sich von jenen der Laien deutlich unterscheiden.

Eine angewandte Facette medizinischer Fachkommunikationsforschung besteht somit darin, ExpertInnen- und Laienkulturen kontrastiv zu begreifen und neben der intersprachlichen auch eine vertikale Analyseebene einzubeziehen, in der der Frage nachgegangen wird, welche Vertextungsstrategien auf welches Bezugssystem zurückzuführen sind. Der angewandte Zugang besteht hier vor allem darin, diese intrakulturelle Variabilität auf interkultureller Ebene einem Vergleich zu unterziehen, der etwa Aufschluss darüber gibt, wie sich ein divergentes ExpertInnen-Laien-Verhältnis auf der Vertextungsebene niederschlägt. Gleichermäßen könnte es von Interesse sein, in der modernen Medizin- bzw. Gesundheitskommunikation Nachforschungen darüber anzustellen, wie sich diese Variabilität auf die Verständlichkeit auswirkt bzw. inwieweit in den spätmodernen Gesellschaften und im Zuge medialer Neuerungen hybride Kulturen entstanden sind, die zwischen Globalität und Lokalität oszillieren und damit transkulturelle Eigenarten bzw. Identitäten ausformen. Beispielhaft sei hier etwa auf die deutlich erhöhte Verfügbarkeit fremdsprachiger Medizintexte im Internet hingewiesen, auf die der Laie heute zur Information oder Problemlösung zurückgreifen kann. Damit kommt er/sie zwangsläufig mit anderen Symbolsystemen in Berührung und eignet sich diese bis zu einem gewissen Grad an, so dass etwa auch Unterschiede bei den vertikalen Kommunikationpraktiken augenscheinlich werden. Eine kritische(re) Sichtweise der eigenkulturellen Praktiken wird dadurch ebenso gefördert wie intersprachliche Verzahnungen, die bei verschiedenen Online-Textsorten auch aufgrund produktionsseitiger Zwänge nachweisbar ist, z. B. durch spezielle Software oder Formulare (cf. zur Stellenanzeige Eckkrammer/Eder 2000, Eckkrammer 2012).

Die Interkulturalität lässt sich damit in besonders vergleichbarer Art und Weise anhand der konventionellen, einzelsprachlichen Kristallierungsformen (Textsorten) historisch tradierter Formen des Kommunizierens (Diskurs- bzw. Texttraditionen) ablesen (cf. 3.1). Methodisch bedient sich die interkulturelle Kommunikationsforschung in Abhängigkeit von ihrer disziplinären Verortung unterschiedlicher Ansätze, wobei der in der vorliegenden Arbeit linguistisch motivierte Ansatz jenem der *Kontrastiven Textologie* und *Translatologie* und damit der textbasierten Kulturremforschung verpflichtet ist (cf. 2.1.2.5).

2.1.2.9 Schlussfolgerungen

Die vorhergehenden theoretisch-methodischen Überlegungen machen deutlich, dass die Studie in mehrfacher Hinsicht integrativ ausgerichtet ist und zwar sowohl hinsichtlich des theoretischen Ansatzes als auch in Bezug auf den Analysemodus.

Auf theoretischer Ebene haben wir an erster Stelle versucht zu zeigen, dass die Paradigmen einer zeitgemäßen Text(sorten)linguistik sich mit jenen einer zielgerichteten Fachtextlinguistik überschneiden und dementsprechend zu einer Fachtext(sorten)linguistik integriert werden können. Wir gehen folglich davon aus, dass die fachkommunikativen Handlungspraktiken einer Sprach- oder Kommunikationsgemeinschaft eine soziale Normung und Stereotypisierung erfahren, um reibungslos zu funktionieren. Die damit einhergehende Ausprägung konventioneller Merkmale ergibt sich aus verschiedenen fachlichen und nicht-fachlichen Vorbedingungen und erlaubt ein unterschiedliches Maß an Abweichung, das mitunter durch den Fachlichkeitsgrad bestimmt wird.

An zweiter Stelle zielen wir darauf ab diskursanalytische Paradigmen ebenso einzubeziehen, vor allem jene der funktional-pragmatisch ausgerichteten Diskursanalyse. Denn das Konzept des Diskurses gilt in der vorliegenden Studie als der Textsorte übergeordnete Größe, die meist an der Schnittstelle einer thematischen, soziokognitiven und medialen Induktion entsteht und vor allem dazu dient, Textsortenrepertoires oder -felder besser greifbar zu machen. Da sich die Methodik der Diskursanalyse und der Textlinguistik großflächig überschneiden, scheint dies auch aus methodischen Gesichtspunkten ratsam. Aus dem hohen Bedarf an funktionalen und pragmatischen Bewertungskriterien ergibt sich nicht zuletzt die Notwendigkeit der Einbindung des systemisch-funktionalen Paradigmas (cf. Hasan 1978; Ventola 1987, 1991; Eggins 1994; Fries/Gregory 1995; O'Halloran 1999b), das Sprache als intentionales, kommunikatives Verhalten eingebettet in eine spezifische Situation und Kultur betrachtet, wobei der Kommunikation sehr unterschiedliche Funktionen zugeschrieben werden, d.h. Sinnstiftung nicht nur im Sinne des Informationsaustausches, der Anweisung oder Unterhaltung, sondern gleichfalls etwa zur wechselseitigen Bestimmung des Status seitens der InteraktionspartnerInnen oder zum Erhalt kultureller Werte. Bereits seit den 1980er Jahren haben sich systemisch-funktionale Analysen insbesondere beim Erfassen semiotisch vielfältiger kommunikativer Interaktionsarten, z.B. von Dienstleistungsgesprächen am Schalter (cf. Ventola 1987), als fruchtbar erwiesen. Der in der Folge zu formulierende Text(sorten)begriff (cf. 3.1.1) muss damit für eine Herangehensweise im Sinne der SFL (*Systemic Functional Linguistics*) in jedem Fall kompatibel sein,

wobei die theoretischen Grundlagen der Textsortenlinguistik, wie sie in 2.1.2.1 formuliert wurden, theoretisch-methodisch ausgeformter erscheint. Insbesondere der mehrdimensionale Zugang, der neben den Ebenen der situativen Einbettung und Textsortenfunktion auch formal-inhaltliche Ebenen zulässt, scheint für den Untersuchungsgegenstand zweckmäßig.

An dritter Stelle war es uns aufgrund des diachronischen Fokus (und der funktional-pragmatischen Orientierung) wichtig, die Notwendigkeit aufzuzeigen, Grundannahmen und methodische Konzepte der Pragmatik einzubinden, insbesondere jene die auf den noch schwächer entwickelten Forschungsbereich der historischen Pragmatik angewendet werden können. Dies scheint nicht zuletzt aufgrund des kontrastiven Ansatzes unabdingbar, der die Ausformung eines verlässlichen *tertium comparationis* nahe legt, wobei es sich im Sinne Gläasers (1992b) um ein sprachlich wie außersprachlich determiniertes *tertium comparationis* handeln soll. Gläser (1992b) unterstreicht in ihrer methodischen Annäherung an die Thematik, dass ein integrativer intra- wie interlingualer Analysemodus „seine erklärende Kraft für synchronische und diachronische Fachtextuntersuchungen – nicht zuletzt in der Auseinandersetzung mit dem Universalienkonzept und dem Konzept der kulturspezifischen intellektuellen Stile“ (Gläser 1992b, 88) erweist. Beide Aspekte sind vor allem aus der historischen Perspektive eng mit der Sprachwandelforschung vernetzt, deren bisherige Leistungen hier ebenso relevant sind (cf. 3.2).

Die vergleichende Dimension kann dementsprechend an vierter Stelle dafür genannt werden, dass eine Integration jener Paradigmen angestrebt wird, die sich aus der *Kontrastiven Textologie* und einer noch genau zu konturierenden interkulturellen *Gesundheitskommunikationsforschung* ergeben. Dabei wurde deutlich, dass eine Vernetzung aufgrund der traditionell engen theoretischen wie methodischen Verbindung zwischen Fachtextlinguistik und *Kontrastiver Textologie* unproblematisch ist. Beide Richtungen zeigen in den beiden vergangenen Dekaden eine deutliche Präferenz für integrative Analysemodi, die formale und inhaltliche Merkmale einer Textsorte und deren pragmatisch-funktionale Motivierung gleichermaßen umfassen (cf. u. a. wiederum Gläser 1992b).

An fünfter Stelle (2.1.2.6) sollte gezeigt werden, dass kontrastive Untersuchungen unter Einbeziehung der medialen Vergleichsebene zu einer *Kontrastiven Medien(text)linguistik* weiterentwickelt werden können. Ein solcher Ansatz ist, so man auf eine vollständige Diachronie kommunikativer Handlungsmuster abzielt, durchaus vielversprechend und stellt in der Linguistik auf theoretischer wie auch methodischer Ebene weitgehend Neuland dar. Die extrapolierten Problemstellen dieses Ansatzes ergeben sich mitunter auch aus der Einbindung korpuslinguisti-

scher Ansatzpunkte, die uns für eine aussagekräftige Analyse zum aktuellen Zeitpunkt als zwingend erscheint. Die Korpuslinguistik dient dabei als Weg zum Ziel und agiert mit einem aus dem Erkenntnisinteresse resultierenden Maß an Automatisierung.

Als Gesamtanliegen haben wir zuletzt die Ausrichtung der Studie, als Grundlagenforschung angewandter Ansätze zu fungieren, aufgezeigt. Die konkreten angewandten Anbindungspunkte ergeben sich aus mehreren Forschungsbereichen disziplinenübergreifender Natur: Einerseits attestieren bisherige Studien, dass eine Anknüpfung an den Bereich der kommunikationswissenschaftlich-orientierten *Gesundheitskommunikation* (*Health Communication*) sinnvoll betrieben werden kann (cf. u. a. Jones/Candlin/Kwan 2000), die in ausgeweiteter genuin interdisziplinärer Form als Dach einer zeitgemäßen Gesundheitskommunikationsforschung dienen könnte. Voraussetzung dafür ist allerdings, dass weitere angewandte Bereiche Beachtung finden. Seitens einer *Neuen Philologie* (cf. Vorwort) sind dies im Speziellen leserpsychologische und übersetzungswissenschaftliche Ansätze, welche der Bereich der rein kommunikationswissenschaftlich geprägten *Health Communication* bislang kaum abzudecken vermag. Wir plädieren dementsprechend für einen Brückenschlag zur *Health Communication* und deren angewandt-linguistische Weiterentwicklung. Denn letztendlich beschäftigen sich verschiedenste Disziplinen mit dem gleichen Objektbereich und durchaus mit ähnlichem Erkenntnisinteresse und anwendungsspezifischen Perspektiven. Alleine die Wahrung der eigenen disziplinären Grenzen, die mitunter für den institutionalisierten Fortbestand (und damit die Gelderverteilung) unabdingbar ist, und die Komplexität genuin inter- und transdisziplinärer Forschungsinitiativen (cf. 2.1.1) scheinen eine integrative Betrachtung der heilkundlichen ExpertInnen-Laien-Kommunikation und deren schriftlicher Textprodukte bislang weitgehend verhindert zu haben.

Auf linguistischer Ebene wurde wiederum deutlich, dass die meisten mit Text befassten Subdisziplinen (Textlinguistik, Fachsprachenforschung, Diskursanalyse, linguistische Pragmatik, Sprachwandelforschung, Sprachgeschichtsschreibung, *Kontrastive Textologie*, *Translatologie* etc.) sowohl theoretisch als auch methodisch breite Überschneidungsfelder aufweisen. Auf der Grundlage der hier bewusst noch sehr allgemein gehaltenen theoretisch-methodischen Schlussfolgerungen, wenden wir uns nun den konkreten Zielsetzungen und Analyseparametern der Untersuchung zu.

2.2 Zielsetzungen und zentrale Analyseparameter

2.2.1 Allgemeine Zielsetzung der Untersuchung

Bei der vorliegenden Studie handelt es sich um eine fachtextlinguistische Arbeit anhand von Ganz- und Teiltextrn der medizinischen ExpertInnen-Laien-Kommunikation, welche den Ausgliederungsprozess von Textsorten der vertikalen Medizinkommunikation in einem spezifischen fachlichen Objektbereich nachzuzeichnen versucht. Zu diesem Zweck wird die Pragmatik der einschlägigen Textsorten im Rahmen einer fachkommunikativen Kontextualisierung bestmöglich seit ihren ersten Manifestationen im 14. Jahrhundert rekonstruiert und unter Rückgriff auf die Methodik der elektronischen wie manuellen Korpuslinguistik im Rahmen eines integrativen Analysemodus einige spezifische Vertextungsmerkmale untersucht und beschrieben. Ziel der Untersuchung ist damit vorrangig, die Ausgliederung von laienorientierten Seuchentextsorten (Textsortenfeld) sowie ausgewählte Vertextungsmerkmale derselben anhand von bisherigen Analysedaten (Sekundärliteratur) und eines Schwerpunktkorpus (erste Ausbaustufe des DIALAYMED) genauer zu durchleuchten. Rekurrente Vertextungsstrategien werden als musterprägend extrapoliert (prototypentheoretischer Zugang) und durch Seitenblicke auf andere Sprachgemeinschaften kontrastiv unter die Lupe genommen. Besonderes Augenmerk liegt auf medienbedingten Wandelerscheinungen, insbesondere den beiden in den Untersuchungszeitraum fallenden Medienwechseln, sowie auf der Ebene der Relationen und Rollen von verbalen und nicht-verbalen Textteilen, so dass die Bildlichkeit und Textsemiose des Interaktionsrahmens des medizinischen ‚Aufklärens‘ bzw. ‚Ratgebens‘ (im weitesten Sinne, cf. 4.4) auf der Zeitachse rekonstruiert werden kann.

Die Studie versucht damit für den Forschungsbereich selbst zukunftsfräftig zu agieren, da sie mehreren Desiderata zeitgenössische Text(sorten)linguistik (cf. z. B. Adamzik 2001a, 2001b) aufgrund folgender Punkte entspricht:

- 1) Einer historisch eingebetteten Betrachtung von Textsorten, die den Weg zu einer gesamtsystematischen Sichtweise des Gegenstandsbereiches in den Maßen zuträglich ist, als sie den Blick auf Textsortenrepertoires freilegt, die im Rahmen eines thematisch, medial oder sozial induzierten Diskursfeldes für die Realisierung von kommunikativen Notwendigkeiten zur Verfügung stehen, d.h. auch die Betrachtung von Textsorten im Kontext ihrer syntagmatischen Beziehungen zu anderen Textsorten sowie des gesamten Textsortenrepertoires, in das sie eingebunden sind.

- 2) Einer Fokussierung eben dieser Textsortenrepertoires und darin verorteter Einzeltextorten aus sprach(kultur)übergreifender Perspektive, die sowohl kontrastive Zugriffe auf die historischen Ausgliederungsprozesse sowie den aktuellen *status quo* von Textsorten und deren Realisierungsmöglichkeiten erlaubt als auch den Weg zur Analyse von Verstehensprozessen oder von Störungen derselben ebnet, d.h. zu einer Anwendung der Ergebnisse im lepsychologischen Kontext.

Der zweite Punkt weist wiederum auf den angewandten Brückenschlag hin, den wir bereits zuvor thematisiert haben (cf. 2.1.2.8.2). Dabei muss bereits im vorliegenden Kontext der allgemeinen Zielsetzungen klargestellt werden, dass eine leserpsychologische Ausweitung der Untersuchungen nur theoretisch angedacht wird. Eine praktische Umsetzung der in Punkt sieben diskutierten Überlegungen hätte den Rahmen der vorliegenden Studie gesprengt und muss zu einem späteren Zeitpunkt unter Einbeziehung von FachkollegInnen der tangierten Disziplinen, v.a. der Kognitionswissenschaft und Psychologie, erfolgen.

2.2.2 Synthese der Detailziele

Um der textbasierten Linguistik eine fruchtbare Zukunft als problemlösende Forschungsrichtung zu garantieren, scheint es mir von Bedeutung, standardisierte Analysekatologe, wie sie seit Hoffmann (1985) im Kontext spezifischer Textsorten immer wieder ins Auge gefasst wurden, kritisch zu betrachten. Sein für fachsprachliche Textsorten entworfener Vorschlag einer kumulativen Textanalyse, die allen bedeutungsvollen Merkmalen der einzelnen sprachlichen Ebenen in absteigender Richtung (d.h. von der Makrostruktur über die Syntax und Lexik bis hin zu grammatischen Kategorien und Morphemen) Rechnung zu tragen versucht, ist für die Analyse von Einzeltexten konzipiert und damit in der Arbeit mit umfassenden diachronischen wie synchronischen Korpora nicht praktikabel. Eine alle Elemente und Relationen beurteilende linguistische Beschreibung von Textsorten muss, wenn sie repräsentativ sein will, jedoch anhand von Korpora durchgeführt werden, so dass die aufwendige kumulative Methode Hoffmanns (1985) für korpusbasierte kontrastive Analysen ausscheidet³⁴.

³⁴ Überdies favorisiert das Hoffmannsche Modell ein Denkschema, welches es schwierig macht, das Modellhafte bzw. Abweichende in den Mittelpunkt zu stellen. Gleichmaßen ist jedoch hier auch die Kritik wahrzunehmen, die gerade die Fokussierung des rekurrenten Elements einer Textsorte für die Weiterentwicklung der Textsortenlinguistik zum Hemmschuh werden lässt (cf. u. a. Adamzik 2001, 15).

Zur Generierung praxisrelevanter Resultate scheint vielmehr ein prototypentheoretischer Ausgangspunkt, der auch verschwommene Grenzen probabilistischer Natur zulässt, angebracht, der sich wiederum nur auf der Grundlage von Korpora entwickeln lässt. Möchte die Text(sorten)linguistik einen generalisierbaren gegenstandsspezifischen Erkenntnisgewinn und eine unverstellte Sicht auf mögliche praktische Anwendungsbereiche der Resultate, dann ist für jede Arbeit mit Textsorten heute die Entwicklung eigener textanalytischer Detailziele unabdingbar. Dieser Ansatz macht wiederum einen Blick in die Geschichte des Forschungsbereiches notwendig, denn ein solcher zeigt mitunter, dass dies früher nicht in gleichen Maßen der Fall war.

In der ersten Hälfte der 90er Jahre des 20. Jahrhunderts ist deutlich nachvollziehbar, dass die immer zahlreicher werdenden textsortenlinguistischen Studien³⁵ die Rolle methodischer Experimente erfüllen³⁶, um die Möglichkeiten und Nutzen von Textsortenanalysen generell auszuloten. Ein Verharren in diesen Zugängen hat jedoch teilweise zu einem Verbleib an der Textoberfläche und textsortenspezifisch bei sehr stark standardisierten überschaubaren Textsorten und damit zu praktisch kaum umsetzbaren Ergebnissen geführt (cf. auch Adamzik 2001a, 15). Die angesichts dieses Umstandes im Salzburger Projekt³⁷ 1997 ins Auge gefasste Ausdehnung des Forschungsinteresses auf die intermediale Ebene (cf. Eckkrammer/Eder 2000) erzwang jedoch wiederum ein Festhalten an stark standardisierten Textsorten, da der methodischen Auslotung dieser zweidimensionalen Analyse ebenfalls das Hauptinteresse galt. Als Fazit der damals gesammelten Erfahrungen ist an den Ausgangspunkt dieser Untersuchung die Erkenntnis zu stellen, dass ein auf eine einzige Textsorte zentrierter merkmalsorientierter Katalog an Klassifizierungs- und Beschreibungskriterien den zuvor formulierten Forschungsdesiderata (cf. 2.2.1) nicht entsprechen kann. Denn durch die diachronische und intermediale Ebene wird die Betrachtung von Textsorten in ihrer systematischen Einbindung in ein Repertoire von Textsorten mit Ähnlichkeitsbeziehungen auf der strukturellen, funktionalen, pragmatischen oder gegenständlichen Ebene noch relevanter. Die

³⁵ Für die kontrastive Ebene siehe Pöckl (1999), für die Textlinguistik im Allgemeinen die stetig digital aktualisierte Bibliografie von Adamzik (1995 als Grundlage).

³⁶ Die im Rahmen des Salzburger Projekts zur *Kontrastiven Textologie* durchgeführte, sechs Sprachen vergleichende Studie zur Todesanzeige (Eckkrammer 1996) repräsentiert eine ebensolche methodische Auslotung und hat nicht zuletzt zu dem Schluss geführt, dass für jede Textsorte je nach Erkenntnisinteresse ein eigenständiges Analyseschema zu entwickeln ist.

³⁷ Das vom österreichischen *Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung* (FWF) finanzierte Projekt mit vierjähriger Laufzeit wurde 1994 von Wolfgang Pöckl ins Leben gerufen und 1997 von der Autorin übernommen und zu Ende geführt.

Beobachtung der Weiterentwicklung von Textsorten in unterschiedlichen medialen Kommunikationskontexten ist damit v.a. auf einer prototypentheoretisch soliden Basis aus der Diachronie möglich.

Die nachfolgend kurz umrissenen textlinguistischen Analyseziele der vorliegenden Studie sind somit das Ergebnis eines induktiven Prozesses vor dem Hintergrund der erhobenen Textdaten, die zum Teil in das digitale Korpus übernommen wurden. Sie sind folglich auf den spezifischen Gegenstandsbereich, die Pragmatik und Vertextung der laienmedizinischen Kommunikation zugeschnitten. Es liegt dabei auf der Hand, dass der diachronische Ansatz gemeinsam mit der intermedialen Perspektive eine Beschränkung auf einige wenige Aspekte der Vertextung notwendig machen, ein Umstand, der jedoch gerade aufgrund der digitalen korpuslinguistischen Aufbereitung der Datenbestände nicht zu betrauern ist, da weiterführende Analysen vor diesem Hintergrund eine logische Fortsetzung bedeuten.

Der Analyseteil (cf. 6) beschränkt sich damit vorrangig auf die nachfolgenden Aspekte, die komplementär zu dem zuvor präsentierten Ausgliederungsszenario betrachtet werden:

- 1) Die diachronische, quantitative wie qualitative Sichtung der textsortenspezifischen Benennungsmuster (insbesondere anhand der erhobenen Titel).
- 2) Die Analyse metatextueller und -sprachlicher Elemente, v.a. hinsichtlich ihrer pragmlinguistischen Relevanz für die Ausformung des Textsortenrepertoires (v.a. in den Textsequenzen Pro- und Epilog).
- 3) Die Makrostruktur der Textsorte(n), im Speziellen im Hinblick auf die Entwicklung und Gewichtung der makrothematisch relevanten Textsequenzen (prozentbasierte Verhältnisanalyse) sowie der daraus ersichtlichen Themenprogression.
- 4) Die Dialogizität und Direktivität (Parameter des Adressatenbezuges) der Textsorte(n), v.a. innerhalb der handlungsanweisenden Textkomponenten.
- 5) Die Textsemiotik und damit Multimodalität der Textsorten unter Berücksichtigung verschiedener Typen intersemiotischer Überlappung sowie verbalisierter Relationen zwischen dem sprachlichen und dem piktorialen Modus.

Die Struktur der Arbeit, die der Textanalyse einen umfassenden theoretischen und fachgeschichtlichen und -kommunikativen Teil voranstellt, macht dabei deutlich, dass es um ein zweigeteiltes Erkenntnisinteresse geht, das die Arbeit am Text zu dem Zeitpunkt einsetzen lässt, da eine präzise Durchleuchtung der Prozesse und Produkte einer sprachkulturell und medial vernetzten Ausgliederung und Konventionalisierung von Textsorten des gewählten fachkommunikativen Gegen-

tandsbereiches gewährleistet ist. Es handelt sich nicht zuletzt deshalb auch um einen multidimensionalen Ansatz, der aufzeigen soll, dass die Text(sorten)linguistik als Teil einer transdisziplinären Kulturwissenschaft das Potenzial hat, eine empirische Beweisführung für historische Entwicklungen wie auch aktuelle Kommunikationsprobleme bereitzustellen.

3 Textsorten – Sprachwandel – Medienwechsel

Welche Auswirkungen hat ein Medienwechsel auf den kommunikativen Haushalt einer Sprachkultur und inwieweit lassen sich darin verschiedene Ebenen des sprachlichen und textuellen Wandels differenzieren? Ausgehend von der Prämisse, dass zwischen den Konzepten der Textsorte, des Sprachwandels und des medialen Wechsels sehr enge Bezüge bestehen, wird in der Folge die Dreiecksbeziehung zwischen Textsorten, Sprachwandel und Medienwechsel unter die Lupe genommen. Das Ziel eines solchen Unterfangens, dem eine auf das vorliegende Erkenntnisinteresse zugeschnittene umfassende konzeptuelle Ausformung und theoretische Diskussion der drei Schlüsselbegriffe zugrunde liegt, ist es, jenes Szenario theoretisch auszuformen, das für die Konstitution verteilersprachlicher Texte zu Massen- bzw. Infektionskrankheiten, deren spezifischer Merkmale und typologischer Verkettungen, maßgeblich ist. Um den Fokus auf der Theorieebene zu belassen, wird vorerst auf eine fachhistorische Kontextualisierung verzichtet und gegebenenfalls auf die nachfolgende abstrakte Darstellung medizinhistorischer Grundlagen (4.2) verwiesen.

3.1 Textsorten

Wir haben bereits im Zuge der Standortbestimmung (cf. 2.1.2.1) darauf verwiesen, dass das Konzept der Textsorte bisher in der Forschungsliteratur weder begrifflich noch theoretisch-methodisch eine eindeutige Fixierung erfahren hat. Deutlich wurde lediglich, dass zum Greifbarmachen der historisch und kulturell gewachsenen, gesellschaftlich verfestigten Lösungsmuster für kommunikative Probleme ein mehrdimensionales Modell notwendig ist, das auf eine systematische Erfassung aufeinander bezogener Textsortenmerkmale bzw. Merkmalsbündelungen (cf. Heinemann 2000) abzielt. Die nachfolgenden Überlegungen fokussieren den Objektbereich deshalb sowohl begrifflich und konzeptuell als auch theoretisch-methodisch aus unterschiedlichen Blickwinkeln sowie unter besonderer Berücksichtigung der soziokognitiven Grundlagen (3.1.1). Aufgrund des diachronischen Ansatzes wird in der Folge neben der Differenzierungs- und Typologierungsproblematik vor allem die Entstehung und der Wandel von Textsorten und damit der Bereich diskursiver Traditionen theoretisch thematisiert (3.1.2). Dieser Fokus wird in 3.1.3 auf den fachkommunikativen Kontext umgelegt und zuletzt aus semiotischer Perspektive ergänzt (3.1.4). Dabei versuchen wir stets

Modelle vorzustellen, anzupassen oder neu zu erarbeiten, die für vergleichbare textlinguistische Arbeiten mit diachronischem Erkenntnisinteresse relevant sein könnten und damit möglicherweise die theoretische Diskussion anregen.

3.1.1 Text- und Textsortenbegriff

Auf eine ausführliche Diskussion des zeitgenössischen Textbegriffes³⁸ verzichten wir an dieser Stelle bewusst, da eine solche bereits im Vorfeld geleistet wurde (cf. Eckkrammer 2002a). Überdies wurde in den letzten Jahren deutlich, dass ein einheitlicher Textbegriff selbst in der Textlinguistik nicht als zielführendes Allheilmittel betrachtet werden kann, da die Erklärungsmöglichkeiten und Zusammenhänge textuellen Handelns mannigfaltiger Ausprägung sind (cf. Hartung 1997) und dementsprechend vielfältige Antworten und Herangehensweisen notwendig machen. Wir beschränken die Ausführungen im vorliegenden Kapitel deshalb auf einige grundlegende Anmerkungen, wobei vor allem die semiotische sowie die intertextuelle Perspektive, die in der Abhandlung (Eckkrammer 2002a) nur am Rande tangiert werden, ins Zentrum rücken.

Vorwegzuschicken ist die Grundannahme, dass es sich bei einem Text um ein sinngenerierendes, -vermittelndes und -konservierendes semiotisches Gewebe (lat. *TEXTUS*) handelt, das im Sinne von Beaugrande/Dressler (1981) als kommunikatives Vorkommnis zu verstehen ist. Dieses entspricht wiederum bestimmten Textualitätskriterien. Ein Text kann mündlich oder schriftlich, monologisch oder dialogisch, monomodal oder multimodal geäußert werden, wobei der Sinn nur vor dem Hintergrund der spezifischen situativen Einbettung (textexterne Faktoren, z. B. hinsichtlich der TextproduzentInnen, SenderInnen, RezipientInnen etc.) über eine Interpretation der verwendeten Zeichen zu erschließen ist. Die Rezeption kann synchron oder asynchron erfolgen. Die kommunikative Funktion eines Textes entfaltet sich nur dann, wenn die Semiose des Textes in den Grundzügen jenen Schemata entspricht (z. B. den morphosyntaktischen und lautlichen Regeln einer Sprache und/oder einem gesellschaftlich implementierten Schriftcode), die dem interaktiven Rahmen entsprechen. Gehen wir also davon aus, dass alles zeichenhaft ist („the sign is everywhere and everything“, Staiano 1992, 173), dann bedeutet dies, dass Zeichen einerseits das Leben ordnen; denn wir strukturieren und interpretieren unsere Erfahrungen vor dem Hintergrund von bestehenden Zeichen und ihrer

³⁸ Vor allem angesichts der digitalen Wende ist die Thematik wieder in die oberen Ränge der linguistischen Tagesordnung gerückt (cf. Püschel 1997, Fix et al. 2002), wobei die Diskussion um einen schlüssigen Textbegriff die Disziplin schon seit langem beschäftigt (cf. z. B. die Darstellungen von Krause 1988 oder Knobloch 1990).

Bedeutung. Andererseits werden die Zeichen selbst wiederum durch die soziale Lebenswelt geordnet, da die Erfahrungen der realen Welt wiederum zur Schaffung von Zeichen und zeichenklassifizierenden Schemata beitragen. Wir werden demzufolge stetig durch Zeichen beeinflusst und determinieren diese gleichermaßen.

Setzen wir im nächsten Schritt voraus, dass Zeichen in der Kommunikation unabdingbar sind: „We communicate through signs and only through signs is communication accomplished“ (Staiano 1992, 173), dann ist der Text als kommunikatives Vorkommnis immer ein semiotisches Vorkommnis, dessen kommunikative Funktion sich aus den verwendeten Zeichen und deren Bedeutung ergibt. Letztendlich vollzieht sich das Denken selbst auf der Grundlage von Zeichen, da jeder Gedanke in der Peirceschen Terminologie ein *interpretant* (ein individuell interpretiertes *supersign*) ist. Folglich müssen Texte als Zeichen interpretierbar sein (cf. Enkvist 1989) und die Sprache fungiert als Zeichensystem. Es zeigt sich bereits anhand dieser Grundannahmen, dass ein semiotisch fundierter Textbegriff heute aus mehreren Gründen zwingend ist. Nicht zuletzt handelt es sich bei verbalen und piktorialen Zeichen, aus denen zeitgenössische Texte in der Mehrzahl bestehen, um eine Subkategorie jener Zeichen, die den Gegenstand der Semiotik bilden³⁹.

Für eine zeitgemäße Linguistik des Textes erscheint die Peircesche Semiotik aus mehreren Gründen am geeignetsten (cf. Dressler/Eckkrammer 2001): Erstens ist sie von einer anwendbaren Systematik geprägt, zweitens verbindet sie kommunikative und kognitive Parameter (jeder Gedanke ist ein Zeichen) und drittens erlaubt sie einen dynamischen Zeichenbegriff, wodurch ein auf den Prozess fokussierter Zugang möglich wird (cf. Dressler 2000)⁴⁰. Die Instanz, die ein Zeichen letztendlich erst zu einem solchen macht, ist das Individuum, das das Zeichen wahrnimmt, in seine Gedankenwelt integriert und vor dem Hintergrund derselben interpretiert. Dadurch erhält die Semiose erst ihre dritte Komponente, das gedank-

³⁹ Diese semiotische Grundlegung ermöglicht es letztendlich auch, dem Umstand Rechnung zu tragen, dass die Hegemonialstellung der Schrift neuerdings mehr und mehr angegriffen wird, da multimodale Realisierungsformen von Text durch die Digitalmedien unterstützt werden. Die Linguistik hat sich traditionell vorrangig für sprachliche Zeichen als semiotische Untergruppe zuständig gefühlt, kann sich jedoch auch nicht Texten verschließen, in denen das verbale Element mit andern Zeichen koexistiert und interagiert, da die Sinnggebung zweifellos auf der Grundlage der Wahrnehmung aller im Text interagierender Zeichen geschieht. Dementsprechend muss sich eine zeitgenössische Linguistik zwangsläufig auch für die Relation und Interaktion von verbalem und (beweglichem und unbeweglichem) piktorialem Text zuständig fühlen.

⁴⁰ Im Vergleich mit der statisch bipolaren Saussurschen Semiotik ist jene von Peirce aufgrund ihrer Dreiteilung in *signatum*, *signans*, *interpretans* („nothing is a sign unless it is interpreted as a sign“ Peirce 1965, II. 307) dynamischer und nicht zuletzt deshalb geeigneter im Rahmen einer prozessural, kognitiv und pragmatisch orientierten Textlinguistik zur Anwendung zu kommen.

liche Bild, die Idee, die durch dessen Wahrnehmung im Kopf des Individuums entsteht. Dies alles vor dem Hintergrund der „explosionsartige[n] Vermehrung der Darstellungsformen“ (Böhm 1994b, 36) sowie der „Verfransung der Gattungen“, die „alle in der Neuzeit bewährten Bildformen“ betrifft (Böhm 1994b, 37), verdeutlicht, dass die Wahrnehmung von Text als Zeichenkonglomerat ein komplexer Vorgang ist, der ohne ein gewisses Maß an Konventionalisierung kaum möglich ist. Damit konstituieren sich Texte auch als semiotisch verfestigte Lösungen.

Die extrapolierte Ansicht setzt jedoch voraus, dass ein Zeichen oder eine Zeichenkombination, um als Text zu gelten, kommunikativ sein muss, d.h. von den RezipientInnen in der konkreten Interaktion als Text erkannt und akzeptiert wird, einer spezifischen Intention der TextproduzentIn entspricht und auf der Vertextungsebene sowohl grammatisch kohäsiv als auch semantisch kohärent ist. Ein Text muss überdies auf der Inhaltsebene gehaltvoll sein, daher einen kommunikativen Inhalt umfassen und innerhalb einer spezifischen situativen Einbettung Wirksamkeit entfalten (cf. die unter 2.1.2.1 genannten Textualitätskriterien), wengleich die Wirkung starken individuellen Divergenzen unterworfen sein kann (z. B. bei Kunstwerken). Ein Text steht damit in einer stetigen Wechselwirkung mit anderen Texten und deren schematischer Musterhaftigkeit, so dass intertextuelle Bezüge für die Erschließung des kommunikativen Inhaltes, der Botschaft im Zuge der Inferenzleistung der RezipientInnen unabdingbar sind, d.h. kein Text steht für sich allein. Texte sind nur unter Berücksichtigung des jeweiligen Repertoires oder Netzwerks an Texten, zu dem sie intertextuelle Bezüge pflegen zu durchdringen.

Aus diesen Bemerkungen zum Textbegriff wird deutlich, dass wir von einem breiten pragmatischen und kommunikativen Textbegriff ausgehen, der auch der semiotischen und kognitiven Ebene Rechnung trägt. Diese integrative Sichtweise scheint uns insbesondere angesichts des vorliegenden Erkenntnisinteresses als grundlegend, da gerade mediale Übergänge die Veränderung der Textsemiose und damit auch der rezeptiven Paradigmen beschleunigen.

Die Konturen dieses Textbegriffes repräsentieren nunmehr jenen Rahmen, den wir in der Beschäftigung mit historisch, kulturell und gesellschaftlich etablierten textuellen Handlungsmustern und deren konkreter Ausformungen in den einzelnen kommunikativen Haushalten als konstitutiv betrachten. Wie man diese verfestigten Lösungsmuster für kommunikative Aufgaben nennt, beschäftigt die linguistische Forschung seit den späten 1970er Jahren. Begrifflichkeiten wie (*kommunikative*) *Gattung* bzw. *Textgattung*, *Genre*, *Textklasse*, *Textsorte*, *Texttyp* und etwas später *Diskurstradition* verbreiten sich in der Forschungsliteratur und werden nach und nach (mehr oder minder) klar abgegrenzt und nuanciert.

Der älteste ist freilich der in allen Philologien zentrale Begriff der *Gattung*, der im Zuge der Entwicklung einer zunehmend textuell orientierten Linguistik als *kommunikative Gattung* gleichbedeutend mit *Textsorte* genutzt wird. In der zugehörigen Gattungswissenschaft ist er vorrangig (insbesondere Luckmann 1980, 1988) an literarische Gattungen gekettet. Da jedoch, wie u. a. Kuon (1988, 241) betont, eine Grenzbestimmung zwischen literarischen Gattungen und nicht-literarischen nur konventionell bestimmbar ist, scheint eine diesbezügliche Differenzierung obsolet. Dieses Plädoyer wird auch durch die mittelalterliche Fachprosaforchung (cf. z. B. Eis 1962) unterstützt, für die eine derartige Grenzziehung ohnehin kaum möglich ist. In der vorliegenden Arbeit wird deshalb der bei Luckmann (1980, 1988) verwendete Begriff der *kommunikativen Gattung* synonymisch zu jenem der *Textsorte* mit klassifikatorischer Intention verwendet, um auf konkrete sprachliche Kristallierungen generisch abgrenzbarer Textsorten zu referieren.

Wenngleich der Begriff der *kommunikativen Gattung*, wie ihn Raible (1980) und Luckmann (1988) verwenden, sehr genau umrissen und problemlos synonymisch zu *Textsorte* verwendbar ist, scheint *Gattung* ohne Zusatz zu stark mit literarischen Kontexten verwoben, um in der vorliegenden Studie als Überbegriff zu fungieren. Ähnliches könnte auch für den aus dem Französischen und in rezenten Studien aus dem Englischen übernommenen mit *Gattung* ursprünglich gleichbedeutenden Begriff des *Genre* angenommen werden, da es sich bei *Gattung* um einen deutschen Ausdrucksneologismus für lat. GENUS handelt (cf. Kabatek 2011, 93), auf dem auch *Genre* (engl./frz. *genre*) fußt. Der *Genre*-Begriff hat jedoch nicht zuletzt aufgrund der Verwendung bei Swales (1990) oder Bhatia (1993) in der anglistischen Sprachwissenschaft und darüber hinaus eine größere Breite entwickelt und ist heute synonymisch zu *Textsorte* zu betrachten⁴¹.

Der Begriff des *Texttyps*, der in den Anfangsjahren der Text(sorten)linguistik und mitunter noch heute synonymisch zu *Textsorte* (cf. Reiß 1971, 1976) bzw. vage umrissen gebraucht wurde (cf. u.a. Schonebohm 1980), ist eindeutig mit den texttypologischen Basiskategorien deskriptiv, argumentativ, narrativ, instruktiv bzw. explikativ (cf. bereits Werlich 1975) belegt⁴². Er entstammt der Texttheorie, deren

⁴¹ Er wird in der vorliegenden Arbeit deshalb in Kursivschrift synonymisch zu *Textsorte* benutzt.

⁴² Heinemann (2000, 16f) verwendet hingegen den Begriff des *Texttyps* in seiner hierarchischen Abstufung als Begrifflichkeit für die höchste, der Ebene der Textsortenklassen übergeordneten (cf. Abb. 4) Abstraktionsstufe und damit als theoriebezogene Klassifikationskategorie, die einen Gegensatz zu *Textsorte* bildet. Wir nehmen in der vorliegenden Arbeit von einer solchen Verwendung Abstand, da uns der Begriff der *Textsorte* nach dem derzeitigen Diskussionstand gleichermaßen theoriebezogen erscheint und damit eine Trennung zwischen wissenschaftlicher und nicht-wissenschaftlicher Klassifikation (*Texttyp* versus *Textsorte*) wenig sinnvoll erscheint (cf. dazu u. a. auch Aschenberg 2003, 4).

typologischer Zugang die theoretische Grundlage für die Erarbeitung systematischer Differenzierungskriterien von Textsorten bildet und findet bis heute als basales Kategorisierungsschema zur sprachlichen Charakterisierung von Texten Anwendung. Der ebenso texttheoretisch genutzte Begriff der *Textklasse*, der in den 1980er Jahren noch mit gewisser Rekurrenz auftaucht (cf. u.a. Dimter 1981), wird heute kaum mehr gebraucht, da sich der Begriff der *Textsorte* für funktional-klassifikatorische Zwecke im deutschsprachigen Wissenschaftsdiskurs durchgesetzt hat (cf. u.a. Krause 1986), je nach Kontext neben jenem der *Diskurstradition*, der jedoch eine divergente Konturierung aufweist.

Dieser von Peter Koch bereits 1987 geprägte Begriff (zur Begriffsgeschichte cf. Kabatek 2011; zur konzeptuellen Konturierung cf. Koch 1988, 1997) geht auf Schlieben-Lange (1983) zurück und wird in der Folge vor allem von Aschenberg (2002), Aschenberg/Wilhelm (2003) und Kabatek (2008) aufgegriffen. Der Begriff der *Diskurstradition* befruchtet die Diskussion vor allem in der deutschsprachigen Romanistik und greift von dort auf Lateinamerika, Spanien und Japan über (cf. Kabatel 2011, 90). Er hebt insbesondere die historische Dimension der Versprachlichung von kommunikativem Handeln, dessen Entwicklung und Traditionalität hervor und steht damit für einen historisch akzentuierten Zugriff auf sprachliche Handlungsmuster, der sich von der Ebene des Diskurses insofern abgegrenzt, dass es sich bei Diskurstraditionen um historisch etablierte, soziokulturell wie kognitions-theoretisch verankerte Lösungsmuster für kommunikative Aufgaben handelt, die jedoch wiederum einer übergeordneten diskursiven Ebene – im Sinne des Induktionsmodells (cf. 2.1.2.3, Abb. 2) – zugeordnet werden können.

Diskurstraditionen sind damit übereinzelsprachlich, realisieren sich jedoch konkret mit den Mitteln der Sprach- und Sprechregeln der Einzelsprache und damit den ihr eigenen diskursiven Gepflogenheiten. In dieser Form gerinnen sie zu textuellen Gebrauchsnormen der Einzelsprache. Koch (1988, 341) bezeichnet die Gültigkeit dieser Diskursnormen als intersubjektiv, so dass Diskurstraditionen Textsorten, Gattungen und Stile mitkonstituieren. Sie sind durch ihre historische Konventionalisierung zwar regelhaft, aber nicht festgeschrieben, sondern unterliegen einem stetigen Wandel, der auch durch Sprachkontakt angeregt wird. Der Begriff der *Diskurstradition* ist damit weicher und weniger streng geführt als jener der Textsorte, da er nicht sachkulturell und funktional fest gebunden ist. „Jede Rede ist einzelsprachlich, und sie ist gattungshaft, diskurstraditionell geprägt“, betont Wilhelm (2001, 467) und steht damit in der Tradition eines Diskurses. Wilhelm (2001) verortet Diskurstraditionen je nach Komplexitätsgrad auf drei Ebenen: jener der sprachlichen Formeln, jener der Text- oder Diskursgattungen sowie jener der

übergeordneten Diskursuniversen, z.B. der Wissenschaft, des Alltags (Wilhelm 2001, 468). Wenngleich der Begriff der Diskurstradition sich in der Romanistik - insbesondere in diachronen Forschungskontexten - einen festen Platz erobert hat und begrifflich immer größere Trennschärfe erhält (cf. Kabatek 2011) wird in der vorliegenden Arbeit der Begriff der Textsorte bevorzugt, da das *tertium comparationis* v.a. in der Kompilation eines mehrere Jahrhunderte umfassenden Korpus funktionaler Natur ist. Dennoch bedingt die übereinzelsprachliche und sprachvergleichende Betrachtung immer wieder den Rückgriff auf das Konzept der Diskurstradition, da dieses gerade für eine kulturbezogene Sprachwissenschaft, welche die Historizität und Kulturalität von Texten ernst nimmt, nicht mehr wegzudenken ist (cf. Lebsanft/Schrott 2015). Von Diskurstradition sprechen wir in der vorliegenden Untersuchung vor allem dann, wenn es sich um übereinzelsprachlich geprägte textuelle Muster handelt und damit die Traditionalität des kommunikativen Dispositivs in den Vordergrund gerückt werden soll. Dies ist vor allem an den Punkten von besonderer Relevanz, an denen die übergeordnete Diskursebene (Divulgationsdiskurs der Medizin aus der mittellateinischen Tradition) adressiert wird.

In allen anderen Kontexten benutzen wir zur Bezeichnung kommunikativer Handlungsmuster von *Textsorten* und deren Versprachlichung in einer spezifischen Sprachkultur, z. B. der spanischen, französischen, italienischen, katalanischen, okzitanischen, englischen, deutschen oder portugiesischen. Dies entspricht der gängigen Praxis der Text(sorten)linguistik germanistischer Prägung, die zweifellos in den letzten Jahren in sehr produktiver Art und Weise dem Phänomen der Textsorte nachgegangen ist (z. B. Adamzik 1999, Perennec 1999, Adamzik 2000a, Barz et al. 2000, Krause 2000c, Sommerfeldt/Schreiber 2001, Fix/Habscheid/Klein 2001, Fix et al. 2002, Diatlova 2003). Bei Textsorten handelt sich um die in den einzelnen kommunikativen Haushalten üblichen Realisierungsformen einer funktional wie inhaltlich eindeutig abgrenzbaren Kategorie von typisierbaren Kommunikaten. Gemeinsam bilden diese *Diskurse*, die im vorliegenden Fall inhaltlich und sozial induziert sind. Der Begriff des *Diskurses* wird demgemäß in der vorliegenden Arbeit dazu gebraucht, auf die der Textsorte bzw. der einzelsprachlich kristallisierten Diskurstradition übergeordneten Kommunikationspraxen zu referieren (cf. genauer 2.1.2.3).

Illustriert anhand des medizinischen Diskurses hieße das: Innerhalb der medizinischen Fachkommunikation lassen sich verschiedene diskursive Stränge erkennen. Greifen wir etwa jenen der fachexternen Kommunikationsebene (cf. dazu 4.3. im Detail) heraus, so zeigt sich, dass sich innerhalb dieses Diskursstranges im Laufe der Geschichte verschiedene übereinzelsprachliche Diskurstraditionen ausgeformt

haben, die bei der Realisierung mit den textuellen Mitteln der verschiedenen Sprachgemeinschaften (dem verbalen und non-verbalen Inventar der jeweiligen Kultur) konvergente und divergente Vertextungsmuster aufweisen und auf diese Weise konventionalisierte Textsorten ausbilden. Unternehmen wir den Versuch, diesen kommunikativen Handlungsmustern genauer auf die Spur zu kommen, geschieht dies im Idealfall von zwei Seiten: 1) aus einer Rekonstruktion der Diskursebene, der dazugehörigen diskursiven Stränge und Diskurstraditionen (z. B. Geschichte der Medizin und ihrer Kommunikation sowie ihrer sozial- und kognitionswissenschaftlichen Implikationen im weitesten Sinne) und damit *top-down* und gleichzeitig 2) *bottom-up*, indem ausgehend von der Analyse von funktional weitgehend vergleichbaren Textexemplaren einzelsprachliche und übereinzelsprachliche Muster herausgefiltert werden, die für die Existenz verschiedener Textsorten sprechen.

Die Ebene der Textsorten ist folglich in der Annäherung an sprachliche Phänomene gerade deshalb von Bedeutung, da der Blick auf das Sprachliche mehrere Ebenen umfassen muss. Diese bereits seit Coseriu (1981) manifeste Annahme geht davon aus, dass der Blick auf das Sprachliche eine universale Ebene (das Sprechen), eine historische (die Sprache bzw. Sprachen in ihren verschiedenen diaphasischen, diastratischen und diatopischen Ausformungen) sowie eine individuelle bzw. aktuelle Ebene (der situativ determinierte Sprechakt durch das sprachhandelnde Individuum) umfasst. Koch (1997) plädiert im Zuge seiner Beschäftigung mit dem sprachtheoretischen Status und der Dynamik von Diskurstraditionen für eine Erweiterung dieses Modelles um eine vierte Ebene, da die individuelle Sprechfähigkeit auf der diskursiven Ebene zu kurz greife, die einzelsprachliche wiederum übereinzelsprachliche Phänomene nicht zu erfassen vermag. Dieser Erweiterung kann nur zugestimmt werden, da das sprachhandelnde Individuum in der spezifischen, zielgerichteten Tätigkeit kommunikativen Handelns auf Muster zurückgreift, die auf einer historisch gewachsenen Diskursebene mit mehr oder weniger rigiden Normen beruht, d.h. auf Wissen zurückgreift, das weder in den „Sprachregeln“, noch in den „Sprechregeln“ verankert ist. Diese Musteraktivierung betrifft damit eine vierte historisch-diskursive Ebene, die zwischen die historisch-einzelsprachliche und individuell-aktuelle tritt (cf. Koch 1997, 45). Bei jeglichem sprachlichen, und damit auch textuellem Handeln (da die Kommunikate anderer semiotischer Ebenen, z. B. des Bildes, ähnlichen Paradigmen entsprechen), greifen damit sowohl universale Regeln (Sprechregeln, Kommunikationsregeln) als auch diaphasische, diastratische und diatopische Regeln des Kommunikationsmittels (Sprachregeln verschiedener Varietäten, Bildverwendungsregeln, z. B. Piktogram-

me) als auch diskursive Regeln. Letztere gliedern sich nach dem erweiterten Modell in die individuell-aktuelle Ebene der unikalen Sprachhandlung und in die Ebene der Diskurstraditionen und Textsorten ein, die uns hier im Speziellen interessiert.

Im Zentrum von typologischen Annäherungen an das Phänomen Text (v.a. seit Isenberg 1978) steht demgemäß das Ziel, den Gesamttextkosmos, der sich aus einer Vielzahl sprachlich und kulturell geprägter kommunikativer Haushalte konstituiert, systematisch zu gliedern. Dies kann nach den zuvor extrapolierten Blickwinkeln auf das Sprachliche unter verschiedensten Grundsätzen geschehen, z. B. nach der Art der Kommunikation und deren Vermittlung (Zeichentypen, Verbales vs. Non-Verbales, Mündliches vs. Schriftliches etc.), nach kommunikativen Traditionen (z. B. Sprachen, Varietäten, Darstellungstypen), nach konkreten Kommunikationsakten sowie nach jenen konventionalisierten, kommunikativen Lösungsmustern, die dem Individuum im kommunikativen Handeln als Orientierung dienen. Textsorten sind vielfach übereinzelsprachlich motiviert, z. B. durch bestimmte fachliche Entwicklungen und deren Protagonisten (in unserem Fall der Medizin), literarische Strömungen, Mentalitäten, Geistesströmungen, soziokulturelle Bewegungen oder auch politisch-ökonomische Veränderungen (cf. auch Koch 1997).

Die Benennung und Typisierung von Textsorten als „Routineformeln auf der Textebene“ (Adamzik 1995, 28) dient seit mehreren Dekaden als Ausgangspunkt zur Erarbeitung einer schlüssigen Texttypologie (zu den Anfängen cf. z. B. Gülich/Raible 1972), wobei die textzentrierte Linguistik im Gegensatz zur Literaturwissenschaft von Beginn an weniger von konkreten Merkmalen auf der Textebene ausgeht als vielmehr von Gesichtspunkten der funktionalen Pragmatik. Diese wiederum betrachtet die betreffenden kommunikativen Handlungsmuster und deren einzelsprachlich wie übereinzelsprachlichen Vertextungsstrategien primär aus dem Blickwinkel ihrer funktionalen Einbettung in die übergeordnete Diskursebene (cf. 2.1.2.3). Auf diese Weise kann die betreffende textuelle Routineformel nicht nur unter Berücksichtigung des zugehörigen kommunikativen Haushaltes bzw. Textsortenrepertoires betrachtet werden⁴³, sondern gleichermaßen stets als Teil eines historischen Diskursstranges, der über die Grenzen von Sprachgemeinschaften hinweg Wirkung entfalten kann. Sprechen wir also z. B. von der Textsorte ‚medizinischer Ratgebertext‘ im Spanischen, so ist damit die Realisierung dieses kommunikativen Handlungsmusters a) in spanischer Sprache und b) in der spanischen Kulturgemeinschaft gemeint.

⁴³ Letztendlich ist ein Text, wie Raible (1980, 327) konstatiert, gestaltpsychologisch stets als Teilganzes zu betrachten, das wiederum durch spezifische Relationen, z. B. zwischen dem weniger umfangreicheren Teilganzes und dem übergeordneten größeren Teilganzes, funktional determiniert ist.

Was nun die Genese und Entwicklung von Textsorten betrifft, ist von einem Wechselspiel zwischen sich gerade etablierenden, existenten und ‚aussterbenden‘ Textsorten auszugehen sowie von unterschiedlichen Ausgliederungstypen (z. B. Diversifikation, Mischung und Konvergenz nach Koch 1997), die wir an späterer Stelle thematisieren (cf. 3.1.2). Gleichmaßen ist auf den Umstand zu verweisen, dass der Spielraum hinsichtlich der Normabweichung erst dann festgeschrieben werden kann, wenn die betreffenden (meist ungeschriebenen) Regeln sich fest etabliert haben. Auf diese Weise gilt es, wie auch Luckmann (1988, 285) betont, das gesamte Feld kommunikativer Gattungen im Auge zu behalten, von den lose strukturierten, die möglicherweise gerade erst ihre spezifischen Merkmale ausformen, bis zu sehr exakt beschreibbaren hochstandardisierten Textsorten. Sie alle sind Bestandteile des kommunikativen Haushaltes einer Kultur, der wiederum Beziehungen (unterschiedlichen Bindungsgrades) zu kommunikativen Haushalten anderer Kulturen sowie übergeordneten diskursiven Ebenen pflegt. Eine vollständige Rekonstruktion und -beschreibung eines kommunikativen Haushaltes sowie sämtlicher Diskurstraditionen, Textsorten und Diskurssträngen muss damit ob allen Engagements seitens der Wissenschaft bruchstückhaft bleiben. Schuld daran ist einerseits das Prozesshafte, der ständige Fluss in der Evolution der kommunikativen Handlungspraktiken und deren textuellen Realisierungsformen, die eine Festschreibung unmöglich machen. Andererseits kann ein kommunikativer Haushalt nur für eine spezifische Kultur und Sprache detailliert beschrieben werden und damit lediglich feststellen, mit welchen einzelsprachlichen Mitteln eine kommunikative Notwendigkeit als Teil eines übergeordneten Diskursstranges standardmäßig gelöst wird. Die Resultate lassen sich somit weder auf einen anderen kommunikativen Haushalt übertragen noch generalisieren, wohl aber kann die Zusammenschau von Beobachtungen von beiden Ausgangspunkten aus (*bottom-up* wie *top-down*) ein aufschlussreiches Mosaik ergeben, das den Blick auf die Entwicklung und Konstitution von Textsorten freilegt. Einen solchen Versuch repräsentiert die vorliegende Untersuchung.

Wenden wir uns nun dem Konzept der Textsorte und den Differenzierungskriterien von Textsorten genauer zu, so lässt sich vorweg konstatieren, dass Textsorten spezifische intra- wie intersprachliche Affinitätsverhältnisse aufweisen und bei einer Hierarchisierung des Gesamttextkosmos, wie Raible (1980, 327) feststellt, auf einer mittleren hierarchischen Stufe zu verorten sind. Die moderne Linguistik geht zumeist von funktionalen Hierarchien aus, die in eine Mehrebenenklassifikation von Textsorten münden. Die Frage, was *Textsorten* (*kommunikative Gattungen* oder *Genres*) eigentlich genau sind, wird heute von verschiedenen Disziplinen überdies

nuanciert beantwortet, wobei aus philologischer Perspektive die vielschichtige semiotisch und textlinguistisch fundierte Antwort Raibles (1980), die mit Blick auf die Literatur formuliert wurde, vieles vorwegnimmt, was nun in manchen (linguistischen) Subdisziplinen nach und nach wiederentdeckt wird.⁴⁴

Beispielhaft sei hier das Gattungsmerkmal der Abgeschlossenheit angeführt, das eine ausgewogene Mischung zwischen Ordnung und Überraschung impliziert (cf. Raible 1980, 328f). Der erlaubte Bruch mit dem Modell, der in manchen kommunikativen Kontexten obligatorisch scheint (z. B. im Werbediskurs), nimmt demgemäß selbst Modellcharakter und wird für eine Gattung oder Textsorte charakteristisch. Ein bewusstes Abweichen von der Konvention kann sich damit zu einem obligatorischen Merkmal entwickeln und für einen geringeren (mikro)strukturellen Standardisierungsgrad einer Textsorte sorgen.

Die Erwartung des Lesers oder Hörers wird auf einer hohen Ebene der Hierarchie des gegebenen Textes durch entsprechende Anordnung der Information, die auf niedrigeren Hierarchieebenen gegeben wurde, so gelenkt, dass er strukturell eine bestimmte Fortsetzung erwarten darf. Darin, wie die in Folge des aufgebauten Ordnungsrahmens erwartete Fortsetzung inhaltlich ausfällt, liegt das überraschende Moment. [...] Diese oberste Ordnungs- und Erwartungsstruktur mit den in ihrem Rahmen gegebenen Überraschungsmöglichkeiten ist es auch, die letztlich für die Auswahl dessen verantwortlich ist, was gesagt und komplementär für das, was weggelassen wird. (Raible 1980, 331)

Dies bedeutet einerseits, dass Teiltexthe einer Textsorte lediglich vor dem Hintergrund der Gesamttextsorte, d.h. dem hierarchiehöheren Teiltexthe, interpretiert werden können, wobei die Textsorte bzw. Gattung als zentraler Leitfaden der Interpretation fungiert. Das dafür notwendige textsortenspezifische Strukturwissen entwickelt sich bereits sehr früh, da Untersuchungen mit Kindern gezeigt haben, dass diese bereits in einem frühen Entwicklungsstadium über derartige Ordnungsstrukturen verfügen und diese ohne Probleme in Erwartungsstrukturen umwandeln. Dies ermöglicht ihnen beispielsweise innerhalb einer spezifischen Ordnungsstruktur, z. B. jener einer Geschichte oder eines Witzes, für die inhaltliche Füllung zu sorgen (cf. Raible 1980). Dieser Umstand verdeutlicht jedoch

⁴⁴ Schuld daran ist mitunter der Umstand, dass anglophone LinguistInnen und LiteraturwissenschaftlerInnen, wie seit dem späten 20. Jahrhundert allgemein üblich, die Resultate nicht-anglophoner Wissenschaftsliteratur nur mehr in sehr geringen Maßen rezipieren (können), die theoretisch-methodische Diskussion aus internationaler Perspektive in vielen Gebieten jedoch beherrschen. Aber auch in der Romanistik deutet die aktuelle Diskussion (cf. v.a. Kabatek 2011, 2015) darauf hin, dass die Konturen der einzelnen Begrifflichkeiten mitunter nicht vollends auf der Hand liegen.

gleichfalls, dass die Interpretationsmöglichkeiten eines Textes bereits durch dessen Zugehörigkeit zu einer Textsorte eingeschränkt werden.

Wenden wir diese Aussage auf die von Lecerle (1999, 31) formulierten Thesen möglicher Interpretationsverläufe an, dann zeigt sich, dass die Zugehörigkeit zu einer Textsorte einen wichtigen Faktor dafür darstellt, dass die Interpretation seitens der HörerInnen bzw. LeserInnen neben T1 auch in den Bereich von T3 fällt.

- T1 All interpretations are possible
- T2 No interpretation is true
- T3 Some interpretations are just
- T4 Some interpretations are false (Lecerle 1999, 31)

Dies ist nur möglich, wenn die Interpretation nicht nur auf den Text bezogen und damit möglich (*possible*) ist, sondern auch an die pragmatischen Strukturen, die die Interpretation steuern, und das enzyklopädische Weltwissen angepasst und damit angemessen (*just*) ist. Dennoch kann die Interpretation niemals die Intention des/der TextproduzentIn sowie die mit dem Text einherschreitenden mentalen Prozesse vollständig rekonstruieren und deshalb auch im Sinne Lecerles (1999) nicht wahr sein (T2). Die Textsorte repräsentiert damit bei der Interpretation eines Textes einen zentralen Orientierungsfaktor, da für die Interpretation des Einzeltex-tes auch die konstituierenden Merkmale der Gruppe von Bedeutung sind. Sie bilden den interpretativen Rahmen, da sie auf eine rekurrente Kommunikationssituation (parallele textexterne Merkmale, d.h. für SenderInnen, Rezi-pientInnen und situative Einbettung) ebenso referieren wie auf konkrete Ver-sprachlichungsmerkmale (textinterne Merkmale). Die Modelle, welche die In-terpretation steuern, konstituieren sich auf der Grundlage der Pragmatik, rekurrieren dabei jedoch stets auf vorhandene textinterne Modelle.

Für die europäischen Textsorten und insbesondere jene fachlicher Natur gilt eine Verwurzelung in Modellen des lateinischen Mittelalters und damit auch in der An-tike als erwiesen (cf. u. a. Curtius 1961), so dass sich als Analogieschluss die Vermutung anbietet, dass die romanischen Fachtextsorten, die sich im Mittelalter ausgliedern, ebenfalls in einer engen Verbindung mit dem lateinischen Fach-schrifttum des Mittelalters stehen (cf. 3.1.3); möglicherweise in einer sogar noch engeren als literarische Texte, da die mittelalterliche Manuskriptkultur nicht nur an relativ stabile antike Modelle anschließt, sondern medizinische Traktate z. B. noch sehr lange in lateinischer Sprache perpetuiert werden. Die lateinischen Vertex-tungsmuster evoluierten dabei mitunter mit Seitenblicken auf die aufstrebenden volkssprachlichen Diskurstraditionen. Betrachten wir die dabei fortbestehenden

Topoi als „konventionalisierte Modelle zur Erfassung bestimmter Gegenstandsbereiche“ (Raible 1980, 326), dann wird auch der Blick auf deren Rolle frei: Sie erleichtern das Erfassen komplexer Gegenstandsbereiche. Ebendies tun auch Texte durch ihre Zugehörigkeit zu einer Textsorte, die wiederum als Teil eines Diskursstranges konventionalisiert ist und damit Modellcharakter hat.

Dass nun Textsorten nicht unveränderlich sind und die verfestigten textuellen Lösungsmuster unentwegt evolvieren, resultiert, wie Raible (1980, 327) betont, aus dem Umstand, dass der Mensch stets bis zu einem gewissen Maß über das Bestehende hinausgehe. Auch Luckmann (1988) spricht, wenn er sich auf „routinierte und mehr oder weniger verpflichtende Lösungen für *bestimmte* kommunikative Probleme“ (Luckmann 1988, 282) bezieht, von einem unterschiedlichen Maß an Variabilität, da die Verpflichtung, den formal-inhaltlichen Modellen zu folgen, von kommunikativer Gattung zu kommunikativer Gattung sehr unterschiedlich gelagert sein kann. Was für den fachkommunikativen Kontext allerdings von besonderem Belang ist, scheint der Umstand, dass die betreffenden Lösungen für bestimmte kommunikative Probleme im Wissensvorrat einer Gesellschaft (wie auch das Wissen selbst) nicht bei allen Individuen in gleichen Maßen festgeschrieben sind (cf. 3.1.3).

Es verwundert deshalb umso mehr, dass angesichts der theoretischen und methodischen Fortschritte der Text(sorten)linguistik der vergangenen Dekaden, zu der die Romanistik seit Gülich/Raible (1972) kontinuierlich einen unverzichtbaren Beitrag geleistet hat (cf. z. B. Spillner 1981, Kalverkämper 1983a, 1983b etc., Gülich 1986, Frank 1997, Drescher 2002, Aschenberg/Wilhelm 2003, um nur einige wenige wegbereitende Werke zu nennen), in der aktuellen linguistischen Forschung keine eindeutige Konzeptualisierung des Begriffes *Textsorte* vorherrscht. Dieser Umstand, der in rezenten Publikationen immer häufiger moniert wird (cf. u. a. Adamzik 2000a, Heinemann 2000, Fix/Habscheid/Klein 2001), hat seinen Ursprung einerseits möglicherweise in der gemeinsprachlichen Bedeutung, die als Textsorten musterhafte Texte bezeichnet, die in der Schriftsprache vermehrt zum Einsatz kommen und die sprachliche Realisierungen aufweisen, die standardisiert sind (z. B. Vordrucke, Formulare, Briefe etc.). Andererseits leidet der Terminus im linguistischen und auch sozialwissenschaftlichen Kontext unter den in verschiedenen kultur- und gesellschaftswissenschaftlichen Disziplinen forcierten Konturen der Begrifflichkeit, die nicht identisch sind.

Auf die verschiedenen Nuancierungen im Detail einzugehen, würde zu weit führen, so dass wir der Untersuchung folgende Definition zugrundelegen: Textsorten sind historisch gewachsene, kulturell geprägte kommunikative Handlungsmuster, die

sich auf der Grundlage sozialer Bedürfnisse menschlicher Gruppen als mehr oder weniger standardisierte Lösungsmuster für spezifische kommunikative Aufgaben verfestigt haben und dementsprechend funktional und situativ determiniert sind. Beim individuellen, kommunikativen Handeln greift das Individuum auf das Wissen um diese sozial genormten Lösungsmuster zurück, um einen für die Sprachkultur und Kommunikationssituation adäquaten Text zu erzeugen, der den textsortenspezifischen semiotischen, formalen und inhaltlichen Umsetzungsmustern in den Maßen entspricht, dass eine problemlose Rezeption möglich ist.

Die Funktionen von Textsorten entsprechen damit den grundlegenden Funktionen von Sprache (Jakobson 1960) und gliedern sich im Rahmen funktionaler Hierarchien. Die dabei erudierbaren Dominanzen erleichtern die Kategorisierung (cf. 4.3.9). Auf situativer Ebene ist als spezifische soziokulturelle Verankerung auch die Einbeziehung einer ethnografischen Komponente sinnvoll, während hinsichtlich der psycholinguistischen Dimension der Textpragmatik kognitive Faktoren zu berücksichtigen sind. Die für die „Basisklassen des Kommunizierens“ (Heinemann 2000, 9) in den verschiedenen kommunikativen Haushalten konventionalisierten Handlungs- und Ordnungsmodelle sehen ein unterschiedliches Maß an Abweichung vor und beeinflussen sich wechselseitig (Intertextualität). Selbst die Überraschung, d.h. die Abweichung von der Norm, kann eine konsequente Strategie repräsentieren (Adamzik spricht in diesem Zusammenhang von *Originalisierung*). Sie wird jedoch wiederum nur vor dem Hintergrund einer genauen Kenntnis der musterhaften Merkmale als intendierte Divergenz – und nicht als rezeptives Hindernis – wahrgenommen. Die Ordnungsschemata sowie der Abweichungsspielraum der betreffenden verbalen und non-verbalen Muster sind im Weltwissen der Individuen einer Sprach- bzw. Kommunikationsgemeinschaft mehr oder weniger unsystematisch und diffus verspeichert (cf. Fix 1997) und werden nur vereinzelt und auch dann nur unvollständig explizit gemacht (etwa in *Styleguides* zum Verfassen von wissenschaftlichen Texten, Handbüchern der Wirtschaftskorrespondenz, Ratgebern zum Führen von Bewerbungsgesprächen etc.). Die semiotische Ausformung einer Textsorte orientiert sich vorrangig an der Textpragmatik, der Funktion, dem Objektbereich sowie den medialen Vorgaben. Heinemann (2000, 16) folgend erscheint eine hierarchische Abstufung der Differenzierungskriterien ebenso zweckmäßig wie die Annahme, dass Textsorten sowohl untergeordnete Varianten (wir nennen sie Subtextsorten) ausbilden als auch übergeordneten Textsortenklassen zuzuordnen sind. Gemeinsam konstituieren und strukturieren sie die kommunikativen Haushalte der Kulturen (cf. Abb. 3).

Begeben wir uns für einen Augenblick wiederum auf die begriffliche Ebene, so gilt es nicht nur zu wiederholen, dass in englischen Beiträgen der Terminus *genre* bzw. *discourse genre* (früher auch *text form*) in der Sprachwissenschaft als Synonym zum deutschsprachigen Begriff der *Textsorte* bzw. *kommunikativen Gattung* verwendet wird, aber auch für *Diskurstradition*. In der Romania dominieren die Termini sp. *género textual* (neben *clase textual*), der parallele portugiesische Begriff *género textual*, it. *tipo testuale* (bzw. *tipo di testo*) sowie das frz. *genre (de discours)*. Wenngleich hier neuerlich (cf. 2.1.2.1) darauf hingewiesen sei, dass man sich in der Romania erst mit etwas Verspätung sowie nach wie vor vorsichtig in der Text(sorten)linguistik engagiert, so dass auch die theoretische Ausformung der betreffenden Konzepte nicht durchgängig dem hier dargelegten Diskussionstand entspricht. Vor allem seit den 1980er Jahren mehren sich jedoch auch in der Romania einschlägige Publikationen, v.a. einführenden Typs (z. B. Bernárdez 1982, 1987 für den hispanophonen, Fávéro/Villaça Koch 1983 und Fonseca 1992 für den lusophonen, J.-M. Adam 1990, 1992, 1999 sowie Charolles 1978 und 1988 für den frankophonen und Mortara Garavelli 1974, 1985, Verlatto 1995 u. a. für den italophonen Kontext). Die Mehrzahl der empirischen Arbeiten zu Einzeltextsorten der Romania entsteht jedoch aus vergleichender Perspektive außerhalb der eigentlichen Sprachgebiete (cf. die in 2.1.2.5 genannten Beispiele), was angesichts des sprach- und übersetzungsdiaktischen Interesses verständlich ist (zu einer sprachspezifischen Aufstellung kontrastiv-textologischer Arbeiten cf. Pöckl 1999).

Im anglophonen Bereich, in der die verschiedenen Zweige der *discourse analysis* (cf. 2.1.2.3) mitunter intensiv mit dem *Genre*-Begriff operieren, haben vor allem die Arbeiten von Swales (1990) und Bhatia (1993, 2004) großen Einfluss ausgeübt. Diese stellen stets in den Vordergrund, dass die Verwendung von *genres* mehr oder weniger institutionalisiertes soziales Handeln impliziert. Die daraus abgeleitete pragmlinguistisch dominierte (v.a. auf den Kontext des wissenschaftlichen Schreibens zugeschnittene) Definition von *discourse genre* lautet bei Swales (1990):

[A] class of communicative events, the members of which share some set of communicative purposes. These purposes are recognised by the expert members of the parent discourse community. [...] This rationale shapes the schematic structure of the discourse and influences and constrains choice of content and style. (Swales 1990, 58)

Bhatia (1993) übernimmt, konkretisiert und verfeinert diese funktional ausgerichtete Definition von Swales in einer Weise, die unserer eigenen Herangehensweise entgegenkommt. Bei ihm ist ein *Genre*

a recognizable communicative event characterized by a set of communicative purpose(s) identified and mutually understood by the members of the professional or academic community in which it regularly occurs. Most often it is highly structured and conventionalized with constraints on allowable contributions in terms of their intent, positioning, form and functional value. These constraints however, are often exploited by the members of the discourse community to achieve private intentions within the framework of socially recognized purpose(s). (Bhatia 1993, 13)

Die Bindung funktionaler Faktoren an eine Textsorte ist bei Bhatia (1993) direkter, ein individuelles Maß an ebenfalls konventionalisierter Abweichung von der Norm kommt hinzu ebenso wie eine ‚Missbrauchsklausel‘, die vor allem auf fachliche Diskurse interner und externer Natur zugeschnitten ist. Ein Missbrauch kann in dieser Definition im medizinischen Kontext etwa dann verortet werden, wenn fachexterne Texte bewusst an komplexen fachinternen Vertextungsmustern festhalten, um den Laien nur vermeintlich zu informieren. Die beiden Definitionen weisen auf die ‚anglophone Spielart‘ der Beschäftigung mit *Genres* hin, die eine Verkettung mit fachlichen Kontexten bzw. die Vermittlung von Vertextungswissen im pädagogischen Umfeld ins Zentrum der Diskussion stellt. Bhatia (2004) geht darüber hinaus und versucht eine Annäherung der *Genre*-Theorie an die reale, dynamische Welt der Textsorten, ein Unterfangen, das ihn näher an die Diskursanalyse rücken lässt. Berkenkotter/Huckin (1994), die einen stark rezipierten, soziokognitiv geprägten theoretischen Zugang zu Textsorten favorisieren, extrapolieren wiederum fünf grundlegende *Genre*-Prinzipien: 1) Dynamik (*dynamic rhetorical forms*), 2) Situationalität (*situated cognition*), 3) Form und Inhalt (im Textsortenwissen), 4) strukturelle Dualität (Textsorten determinieren soziales Handeln und werden gleichermaßen durch dieses determiniert) und 5) Gruppenspezifität (*genres signal a discourse community*). Ihre auf die Typisierungen von Schütz/Luckmann (1973) aufbauende soziokognitive *Genre*-Theorie geht davon aus, dass unsere Wissensbestände auf Typen basieren, wodurch *Genres* als rekurrente Antworten auf spezifische rhetorische Situationen zu sehen sind. Wenn gleich ihr Zugang in anglophoner Tradition vorrangig auf fachinterne disziplinäre Kontexte zugeschnitten ist („genres are intimately linked to a discipline’s methodology, and they package information in ways that conform to a discipline’s norms, values and ideology“, cf. Berkenkotter/Huckin 1994, 1), kann der von ihnen hervorgehobene indexikalische Charakter des Textsortenwissens generalisiert werden. Er referiert stets auf eine spezifische Form der Dialogizität und Kognition, die jedoch aufgrund komplexer Intentionen seitens der SenderInnen nur durch genaue Beobachtung von ‚Insidern‘ der Diskursgemeinschaft ge-

währleistet werden kann. Es handelt sich dementsprechend (je nach Textsortenpragmatik) um mehr oder minder feste Verabredungen (cf. Roth 2001), über die der Mensch aufgrund spezifischer Sozialisierung (nicht jedoch angeborenermaßen) Bescheid weiß. Der soziokognitive Ansatz betont folglich strategische Elemente und Verfahrensaspekte, die Heinemann (2000, 16) als fakultative Elemente der Textsortenbeschreibung erwähnt. Die Prinzipien von Berkenkotter/Huckin (1994) enthalten jedoch keine grundsätzlich neuen Facetten der Textsortentheorie, wenngleich ihre Prioritäten aus der Perspektive rezenter Wandelphänomene in der fachinternen Kommunikation verständlich sind und – unserer Sichtweise entsprechend – eine Tür zum neurobiologischen Konstruktivismus öffnen, die sich für die Linguistik in den kommenden Dekaden als fruchtbar erweisen könnte.

Ein kurzer Exkurs sei hier erlaubt: Der neurobiologische Konstruktivismus, der auch die Linguistik mehr und mehr zur Reanalyse bereits über viele Jahre perpetuierter theoretischer Annahmen zwingt, geht im Rahmen des topologischen Prinzips von einer kognitiven Abgeschlossenheit des menschlichen Gehirnes aus (cf. Roth 1996, 2001). Dies bedeutet, dass das Individuum objektives Wissen von der Welt gar nicht erwerben kann, sondern jeder Wissenserwerb intersubjektiv – wenngleich vor dem Hintergrund spezifischer sozialer Bedingungen – verläuft. Gleiches gilt auch für die Wahrnehmung und Interpretation von Sprache. Dementsprechend konstruiert sich jedes Gehirn seine individuelle Wirklichkeit. Da jedoch das Individuum zur Erhaltung der Überlebens- und Fortpflanzungschancen die eigene subjektiv konstruierte, idiosynkratische Wirklichkeit an die reale Welt soweit als möglich anpasst, kommt es zu einer Annäherung, die beispielsweise auch Kommunikation als Vortäuschung derselben funktionieren lässt und dies obwohl die subjektive Wirklichkeit eines Individuums einem anderen vor dem Hintergrund einer anderen Wirklichkeit nicht ohne Verfälschung vermittelbar ist. Es geht somit um Approximationen, die es erlauben, die subjektive Wirklichkeit der Realität anzunähern. Die Realität selbst ist vom Individuum dementsprechend nicht erfahrbar, denn sie wird stets durch verschiedenste Filter, etwa jenen der Muttersprache oder jenen von etablierten kommunikativen Handlungsmustern und Ordnungsschemata wie z. B. Textsorten individuell konstruiert. Sprache kann demgemäß keine realen Informationen übertragen. Vor diesem Hintergrund gilt es, wie etwa auch Schönberger (2003) fordert, sprachfunktionale Überlegungen, die in der Textlinguistik meist unter Rückgriff auf das Bühlersche Organon-Modell bzw. dessen Weiterentwicklung durch Jakobson (1960) eine wichtige Rolle in der Klas-

sifikation von Texten spielen, theoretisch neu auszuformen. Konkret sollte dabei der Umstand Berücksichtigung finden, dass die individuellen Wirklichkeiten ob ihrer Subjektivität jene Handlungsschemata ergeben, die uns zur Konstruktion und Analyse gesellschaftlicher Vorgänge zur Verfügung stehen. Bei systematischer Beobachtung lassen sich dennoch intersubjektive Wirklichkeiten herausfiltern, die aus wissenschaftlicher Perspektive als probates Mittel einer Objektivierung gehandelt werden (cf. u. a. Luckmann 1988).

Textsorten sind, so könnte ein Fazit dieses Exkurses lauten, letztlich das Resultat von Anpassungsprozessen an die reale Welt (als Summe intersubjektiver Wirklichkeiten) und damit typisierbare Handlungsschemata, die das Ziel der Kommunikationsvereinfachung verfolgen, sowohl produktions- als auch rezeptionsseitig. Entscheidet man sich für die Verwendung einer Textsorte, unterwirft man sich mehr oder weniger starren Regeln, deren textsortenspezifische ‚Dehnbarkeit‘ im Rahmen des Produktionsprozesses ausgereizt werden kann. Sind die Regeln bekannt (was zum Beispiel bei Nicht-Muttersprachlern oftmals nicht der Fall ist), bieten sie gewissermaßen eine Orientierung, ein mehr oder weniger modifizierbares Rahmengerüst, das auch von den RezipientInnen wiedererkannt wird und deshalb auch dem kognitiven Erfolg beim Rezeptionsprozess zuträglich ist (hier kommt der Routine ein zentraler Stellenwert zu). Dies wird vor allem dann bewusst, wenn man sich aufgrund soziokultureller Veränderungen plötzlich mit einer neuen Textsorte oder Subtextsorte, einer ganzen Textsortenklasse oder dem Textsortenrepertoire eines bisher weitgehend unbekanntem kommunikativen Haushaltes (cf. Abb. 3), der etablierten Regeln folgt, zu befassen hat, z. B. Studierende beim Erstkontakt mit wissenschaftlichen Textsorten oder FremdsprachlernerInnen während eines Auslandsaufenthalts, der sie in der Alltagsbewältigung intensiv mit dem Gebrauchstextsortenrepertoire einer anderen Sprachkultur in Kontakt bringt.

Was aber in einer Gesellschaft wichtig ist, braucht in einer anderen nicht ebenso wichtig zu sein, und was in einer Epoche wichtig ist, braucht in einer anderen Zeit nicht wichtig zu sein. Es sollte deshalb nicht überraschen, dass unterschiedliche Gesellschaften nicht dieselben Bestände an kommunikativen Gattungen haben. Die kommunikativen Gattungen einer Epoche mögen sich zum Teil in lockere geregelte kommunikative Vorgänge auflösen (oder sogar ganz verschwinden), während bislang „spontane“ kommunikative Vorgänge zu neuen Gattungen gerinnen können. Dennoch kann man sagen, dass dort und damals ebenso wie hier und heute das gesamte Feld kommunikativer Gattungen den harten „institutionellen“ Kern kommunikativen Handelns im gesellschaftlichen Leben bildet. (Luckmann 1988, 284)

Dass die gleichen oder ähnliche kommunikative Aufgaben in unterschiedlichen Kulturen aufgrund unterschiedlicher intellektueller Denkmuster, sozioökonomischer Realitäten, Geistesströmungen etc. formal und inhaltlich anders erledigt werden, hat bereits Galtung (1981) aus kulturanthropologischer Perspektive hervorgehoben, als er auf manifeste Divergenzen in der akademischen Interaktion hingewiesen hat (cf. 2.1.2.5). Aufbauend auf seinen Ansätzen beginnt man sich auch in der Linguistik aus dem sprachvergleichenden Blickwinkel mit Textsorten zu befassen, wobei als international bekanntester Vertreter Michael Clyne (z. B. 1981, 1982, 1987, 1988, 1993a, 1993b) zu nennen ist.

Sind Textsorten das Resultat wiederholt notwendiger und damit situativ gleichwertiger Lösungsansätze für ein kommunikatives Problem, so ist innerhalb verschiedener kommunikativer Haushalte von einer raschen Konventionalisierung auszugehen. Dabei bilden sich mehr oder minder standardisierte Vertextungsmuster aus, die eine soziokulturelle Prägung erhalten, die nur jene Individuen verspeichert haben, die mit der Textsorte aktiv oder passiv in Verbindung stehen (z. B. Mediziner mit den in der jeweiligen Disziplin gebräuchlichen Textsorten, der Normalbürger mit den Textsorten seiner jeweiligen Lebenswelt). Im Rahmen der Produktion und/oder Rezeption wird das betreffende Musterwissen aktiviert und trägt zum Erfolg der Kommunikation bei. Dass das Textsortenwissen sowohl sprachkulturell fokussiert sein kann, als auch übereinzelsprachliche Diskursgemeinschaften betreffen kann, verdeutlichen bereits die beiden Beispiele.

Zielt die Forschung darauf ab, kulturelle Unterschiede in Textsorten sichtbar zu machen, so bieten sich kontrastiv-textologische Analysen an, die sowohl intrasprachlich (z. B. im Bereich der *non-native academic Englishes*) als auch intersprachlich (sprachvergleichende Analysen) zu den gewünschten Ergebnissen führen. Als kulturelle Entität wird in der Linguistik dabei von der Kommunikations- bzw. Sprachgemeinschaft ausgegangen, wobei mehrere Kommunikationsgemeinschaften den gleichen bzw. einen ähnlichen Sprachcode benutzen können (z. B. die frankophonen Sprecher in Frankreich, Belgien, Kanada, der Schweiz und verschiedenen afrikanischen Staaten) und damit einer Sprachgemeinschaft angehören. Die Sprachgemeinschaft oder -kultur umfasst wiederum alle Individuen, die eine Sprache, wenn auch in den unterschiedlichen diastratischen und diatopischen Varietäten, verwenden und damit all jene Individuen, die ganz oder zu einem beträchtlichen Teil in dieser Sprache sozialisiert wurden und sich im täglichen Leben ganz oder zu einem großen Teil dieser Sprache bedienen. Dass es sich dabei zwangsläufig um Abstraktionen handelt, da Einsprachigkeit der Ausnahme- und nicht der Regelfall ist, liegt dabei auf der Hand. Wenngleich die Sprachkultur damit

zu einer Größe mit einem hohen Maß an Variation wird, zieht man sie in kontrastiven Studien dennoch gerne als oberste Vergleichsgröße heran und versucht, durch die punktuelle Beobachtung zusätzlicher Parameter (diatopischer, diastratischer und diachronischer Natur) Differenzierungen vorzunehmen. Bei den in der vorliegenden Studie angestellten Vergleichen wird dieses Prozedere gleichermaßen angewandt.

Soziokulturell akkordierte, kommunikative Handlungsmuster werfen produktionsseitig dann Probleme auf, wenn der/die TextproduzentIn nicht über das notwendige Regelwissen verfügt und somit auch den Spielraum zwischen Musterhaftigkeit und möglicher intendierter Inkongruenz nicht kennt. Dies bedeutet, dass vor allem Texte von Nicht-Muttersprachlern oder von Mehrsprachigen, die sich einer anderen Kulturgemeinschaft zugehörig fühlen, Merkmale aufweisen können, die einer erfolgreichen Rezeption hinderlich sind. Insofern repräsentiert das Textsortenwissen in der interkulturellen Kommunikation und damit auch in Translationsprozessen eine Schlüsselqualifikation und muss in diesen Kontexten explizit erforscht, erworben und kultiviert werden (cf. zuvor 2.1.2.8.3).

Reiß (1969, 1971, 1976) hat dies in ihren Arbeiten zu Texttyp, Textfunktion und Übersetzungsmethode bereits deutlich vor Augen geführt. Nur eine vorzeitige Bewusstmachung der standardisierten Versprachlichungsmerkmale erlaube im Übersetzungsprozess das Erreichen zielsprachlich adäquater Textprodukte. Dieses Fazit hat seine Gültigkeit in den folgenden Dekaden wiederholt unter Beweis gestellt, zeigt jedoch gleichermaßen die Notwendigkeit einer möglichst präzisen Typologisierung von Texten auf. Da eine einzelne Textsorte, als Untergruppe einer Großklasse, stets im Rahmen und als Teil eines Clusters verwandter Textsorten im kommunikativen Haushalt einer Kultur wirkt, die eine thematisch und/oder funktionale Verwandtschaft voraussetzen, ist sie jedoch nur im Verbund mit diesen Textsorten wirklich begreifbar. Überdies ist es angesichts der Dynamik von Textsorten, die sich unentwegt verändern, neu konstituieren und ausgliedern oder aber auch verschwinden, selbst in abgesteckten Diskurssektoren oder für funktional verwandte Kommunikationsaufgaben innerhalb einer Kultur kaum möglich, einen präzisen Überblick über alle gebräuchlichen Textsorten, deren Relationen und Verschneidungen zu erhalten. Als Grundlage der nachstehenden Überlegungen bietet sich folglich das von Luckmann (1988) vorgeschlagene Modell zur Kontextualisierung von Textsorten an (cf. Abb. 3).

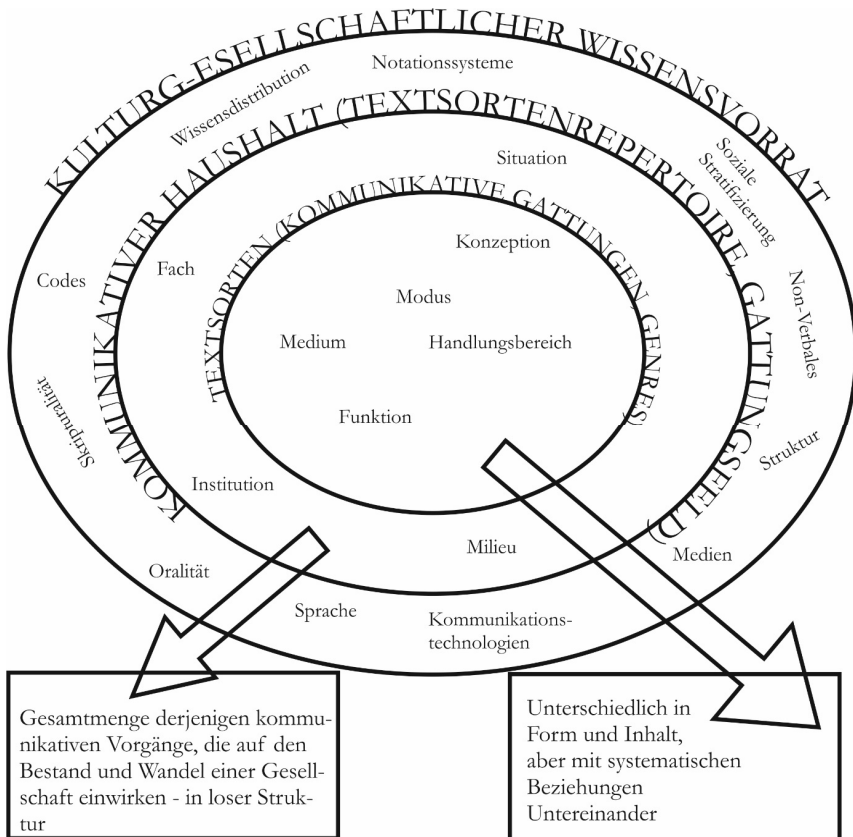


Abb. 3: Einbettung von Textsorten in den Gesamtkontext einer Kultur (in Anlehnung an Luckmann 1988, 287)

In der vorliegenden Arbeit wird (im Sinne der in Punkt 2.2.1 genannten Zielsetzungen) ein spezielles schriftsprachliches Diskurssegment, jenes des fachexternen Diskurses der Medizin herausgegriffen, durch einen thematischen Filter geschickt und im Kontext der Vertextung einer ganz spezifischen kommunikativen Aufgabe vertikaler Natur durchleuchtet, die wir vorläufig mit den Stichworten ‚Informieren‘, ‚Ratgeben‘, ‚Aufklären‘ und ‚Anleiten‘ eingrenzen (zur konkreten funktionalen Beschreibung cf. 4.3.1). Es handelt sich folglich um eine soziokommunikative Praxis, die ein Kontinuum zwischen Information, Rat und Anweisung innerhalb eines medizinischen „discourse of unequal encounters“ darstellt, wie Candlin es in seinem Plenarvortrag „The Dynamics of Discourse: Researching Interdiscursivity in LSP“ anlässlich der Fachsprachentagung in Vaasa 2001 formulierte. Gleichzeitig